Paed. Pr.
2232 s
Lustgarten

Der Mägdlein
Lustgarten.

Erster Theil.

Mit 9 Kupfern.

Erlangen,
bei J. J. Palm und Ernst Enke.

(1822)
Div. h. 373

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Heideloff del. *Vogel junior sc: Nbg:*

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Dieses Lesebuch für die weibliche Jugend ist in gleichem Sinne besorgt, wie sein Gegenstükk: der Knaben Lustwald *). Mit Ausnahme dessen, was als unmittelbarer und wesentlicher Theil eines besondern Unterrichtsfaches erscheinen würde, ist alles aufgenommen, was ein junges, gesundes Mädchengemüth lebendig und sinnig ansprechen mag und was dem übrigen Unterricht beihelfen kann, das Herz des Mädchens zu veredeln, seinen Geist zu wekken und seinen Willen zu kräftigen.

Stükke, die da nur plaudern, empfindeln, sittenrichtern und vernünfteln, sind, selbst wenn sie sich übrigens durch einen noch so guten Sazbau auszeichnen sollten, wohl vermieden, weil gerade sie, durch ihre lebenlose Leerheit und kraftlügende Mattheit, der Jugend unendlich geschadet haben.

Davon, so wie von der Einrichtung des ganzen, alle Altersstufen der schulfähigen Jugend berükksichtigenden, in mehren Bänden nach und nach erscheinenden, Lesewerkchens wird späterhin in einer eigenen Gebrauchsanleitung ausführlicher gehandelt werden.

---

*) S. die Vorerinnerung zu dessen erstem Theil, Nürnberg bei Riegel und Wießner 1820.

Was die alterthümlichen und mundartlichen Stükke betrifft, die sich unter den übrigen vorfinden, so wird derjenige Lehrer, welcher ihre Behandlung nicht scheüt, bald zu der Erfahrung gelangen, daß die Sinnigkeit und Anmuth ihres Inhalts auf das kindliche Gemüth tief einwirkt, das Ungewöhnliche und Fremde ihrer Form aber zu den mannichfaltigsten, bildendsten Sprachübungen Veranlassung gibt (z. B. zu Übertragungen in das schriftgemäse Hochdeütsch, zu Umsezungen in die gewöhnliche Redeweise, Umänderungen in die gebraüchliche Rechtschreibung, Vergleichungen der Wortgebilde u. s. w.)

Überhaupt wird man vielleicht beim Gebrauche dieses Lesebuchs in Schule und Haus bald bemerken, daß das Leben, welches den gewählten Stükken bei ihrer Mannichfaltigkeit und Einfachheit inwohnt, in den Kindern eine steigende Theilnahme erwekkt, die, genährt und geleitet durch eine sinnige, vielseitige Behandlung des Stoffs von Seite des Lehrers, endlich in eine innige Liebe zu der Muttersprache und dadurch zu allem, was das Vaterland Treffliches hat, übergehen wird.

Dies ist wenigstens bei Veranstaltung dieser Sammlung beabsichtigt worden; doch mag die Ausführung von Irrthümern nicht frei sein und darum werden freündlich belehrende Winke stäts willkommen sein und mit der Zeit dankbar benuzt werden.

Inhalt.

		Seite
1.	Das Christkindlein	1
2.	Das Mägdlein und das Christkind	6
3.	Marienkind	11
4.	Winterlied	16
5.	Wiegenlied	18
6.	Das Rothkehlchen	20
7.	Das Schneeglöckchen	21
8.	Früher Frühling	23
9.	Die Hiazinthe	24
10.	Märzlied	28
11.	Frühling	30
12.	Blütezeit	30
13.	Frühlingswinde	31
14.	Mai's Erwachen	32
15.	König Grünewald	33

	Seite
16. Das Dorf am Meer	34
17. Maientag	35
18. Frühlingsau	37
19. Die Mutter mit ihren Kindern am Maimorgen	38
20. Brüderchen und Schwesterchen	41
21. Lob des Frühlings	46
22. Das Marienblümchen	47
23. Der Vogel	50
24. Taube zeigt einen Schaz	50
25. Taube hält den Feind ab	51
26. Zu dem Evangelium von der Hochzeit zu Kana	52
27. Das Kränzlein und das Ehrenkleid	54
28. Das Röslein am Wege	56
29. Frau Hütt	57
30. Das taube Korn	58
31. Jungfrau Ilse	60
32. Hirtenlied	61
33. Die junge Schäferin	62
34. Hirtengesang	64
35. Das Kind im Walde	68
36. Der Pfingstborn	71
37. Der Spazirgang	76
38. Der Willkomm im Grünen	77
39. Gesang der Kinder im Walde	78
40. Am Morgen	79

	Seite
41. Blumenandacht	79
42. Am Abend	80
43. Der Mond	81
44. Erdbeerlied	82
45. Marienwürmchen	84
46. Das Elfenreich	86
47. Von den Elfen	121
48. Harald	123
49. Sommerzeit	126
50. Der Geburtstag	128
51. Die Bienen	129
52. Die Tollkirsche	131
53. Der Krämer und die Maus	133
54. Der Jettenbühel	134
55. Sommervogel	135
56. Vom Wasser und vom Wein	138
57. Von den Nixen	141
58. Frau Holle	150
59. Die Mädchen bei der Frau Holle	152
60. Die Spinnerin	156
61. Spinnerlied	156
62. Das Weberlied	158
63. Die drei Blümlein	160
64. Das Kindlein im weißen Kleide	161
65. Die Pfautaube	163

Seite
66. Rothkäppchen 166
68. Der Gärtner und das wilde Bäumchen . . 211
69. Der Gärtner und der junge Baum . . 213
70. Die Legende von der heil. Ottilia . 215
71. Das Kind im Berge . . . 222
72. Der blinde König . . 225
73. Das Lämmergeier-Anni . . 228
74. Die kleine Menschenretterin . . 229
75. Die Wahrheit . . . 231
76. Die frohe Lerche . . . 232
77. Die junge Schwalbe . . . 234
78. Treüe . . . 436
79. Freündlichkeit . . . 237
80. Die fromme Magd . . . 237
81. Geduld . . . 238
82. Aschenputtel . . . 239
83. Ärntelied . . . 253
84. Ärntevögelein . . . 254
85. Herbst 259
86. Die Schwalben . . . 259
87. Der arme Flor . . . 262
88. Der Maria Geburt . . 282
89. Maria auf der Reise . . . 283
90. Loblied auf die Mutter des HErrn . . 285
91. Spruch . . . 286

Seite

92. Mährchen vom Rübezahl . . . 287—309
   1) Warum Rübezahl die Menschen nekkt . 287
   2) Wie Rübezahl seinen Namen bekommen 289
   3) Rübezahl verwandelt sich in einen Esel . 294
   4) Rübezahl narrt einen Junker . . 296
   5) Rübezahl wird ein Holzhakker . . , 297
   6) Rübezahl verwandelt sich in einen Botenspies 299
   7) Rübezahl verwandelt Blätter in Geldstükke 302
   8) Rübezahl hilft einer armen Familie . 305
93. Zucht bringt Frucht . . . 309
94. Wozu der Puz? . . . 311
95. Das wunde Hirschlein . . . 312
96. Der Edelstein 314
97. Der kleine Flötenspieler . . . 315
98. Der grimme Mann . . . 316
99. Aus Lienhard und Gertrud . . 319—370
   1) Das Krankenlager . . . 319
   2) Christensinn . . . 325
   3) Die Abbitte . . . 333
   4) Das Sterben des Gerechten . . 335
   5) Der Abend vor dem Tage des HErrn . 338
   6) Die Rechenschaft . . . 342
   7) Sonntagsfreüden . . . , 346
   8) Hausordnung und Hausunordnung . 357
100. Das Habermus 371
101. Die Spinne 377
102. Von den Fischer un süne Fru . . 381
103. Sprüche und Sprichwörter . . 391

Seite
104. Räthsel . . . 399
105. Was für ein Glökkchen? . . . 400
106. Die Jahrszeiten . . . 400
107. Der Winter 402
108. Die Mutter am Christabend . . . 405
109. Die Stiftung des Klosters Hirschau . . 409
110. Das Gebet . . . 412
111. Anleitung zur Kenntniß und Liebe des Schöpfers aus den Geschöpfen . . . 414
112. Winters Eintritt 420

Anm. Aus Versehen ist das 67ste Lesestück gar nicht zum Abdruck gekommen. — Bei Z. 66. fehlt der Name des Verfassers: Ludwig Tieck.

1.

Das Christkindlein.

Wechselgesang zweier Hirten, die das Christkind besucht haben.

(Nach Friedrich Spee, geb. 1591. gest. 1635.)

Erster Hirt.

O welch ein Kleinod, himmlisch rein,
wir haben dorten funden!
welch einen Schaz im Krippelein,

in Windlein eingewunden!
Ach was ein schönes Kindelein!
wie güldengelb von Haren!
wie himmelblau von Aügelein!
Kein Mund kann's offenbaren!

Zweiter Hirt.

Ja, was ein schönes Kindelein
in Windlein eingewunden!
Sieh! als ich in dem Krippelein
das schöne Kindlein funden, —
mit Armen ich es gleich umwand,
wollt ihm die Wänglein küssen,
da fühlt ich Zähren mir zuhand
ab meinen Augen fliesen.

Erster Hirt.

Auch mir, als ich dem Kindelein
auf seine lichten Wangen
wollt drükken ein fein Mündelein, —
vom Auge Zähren sprangen.
O wie ein schönes Kindelein!

Sein werd ich nie vergessen;
stäts wird es mein Verlangen sein,
mein' Lieb ist nicht zu messen.

Zweiter Hirt.

O wie ein schönes Kindelein!
Nach ihm werd ich verlangen,
wann Mond und alle Sterne rein
auf blauer Wiese prangen;
ich werde nach so süsem Fund
stäts Arm und Herze strekken,
wenn auch der Sonne Rosenmund
den Morgen geht zu wekken.

Erster Hirt.

Von ihm bei meiner weißen Herd,
bei meinen Geis' und Schafen
nun oft und oft ich spielen werd;
die Saite soll nie schlafen.
Mit Saiten will ich kleiden an
mir Laut und Harf und Geigen,
und ihm zu Lieb auf grünem Plan
der Stükklein viele zeigen.

Zweiter Hirt.

Auch ich dem Gotteskind zu Lieb
will oft auf meiner Pfeifen
süs blasen und nach Herzenstrieb
in süsen Tönen schweifen;
will stäts vom Kindlein spielen ich,
wann meine Lämmlein grasen
und drängen nach der Weide sich
auf blumenreichen Wasen.

Erster Hirt.

Wann dann die Geisherd steigen wagt
auf Felsen hoch und Haufen,
und weiches Laub, so überragt,
will von den Stauden raufen;
will ich vom Kindlein spielen dar,
und werde Wunder lokken:
gleich wird sie glimmen ohn Gefahr
auf ihren hörnen Sokken.

Zweiter Hirt.

Wann dann die Schäflein ebenfalls
den grünen Grund bescheren,

oder jenseit eines hohen Thals
fern von mir Weiden leeren; —
will auch vom Kindlein spielen ich,
will nur von ihm erklingen, —
gleich werden sie versammeln sich
und mir zu Händen springen.

Erster Hirt.

Und wann der Wolf, der schlimme Feind,
sollt je der Weide nahen,
um mir die lieben Schäflein mein
mit grimmen Zahn zu fahen;
vom Kindlein will ich spielen schnell:
der Schalk wird's lassen bleiben!
Ob auch kein Hündlein helf und bell,
ich will ihn gnugsam treiben!

Zweiter Hirt.

Und wann im Sommer jezumal
die finstern Wolken brommen,
und rother Blitz und Donnerstral
zu uns mit Machten kommen;
will ich vom Kindlein spielen gleich,

die Schäflein ihm befehlen,
so werd ich ihrer nach dem Streich
noch eben so viel zählen.

Beide Hirten.

O wie ein schönes Kindelein!
nach ihm wolln wir stäts hangen,
wann Morgenroth und Sonnenschein,
wann Mond und Sterne prangen!
Vom Kindlein wolln wir überall
in Feld und Wälden singen;
von ihm soll Schall und Widerschall
in Luft und Klüfte dringen!

2.

Das Mägdlein und das Christkind.

(Zueignung in Spee's Truznachtigall.)

Zu Weihnacht, sternenhelle,
saß einsam auf der Schwelle

ein Kind so lieb als fromm,
und hies im reinen Herzen
das Jesuskind willkomm.

Es sehnt sich nicht nach Gaben,
es wollte mehr nicht haben,
als was Maria hat,
den lieben Gottesknaben,
der macht es freüdensatt.

Und als mit Freüd und Schmerzen
er in des Kindes Herzen
als einer Krippe spielt,
da sang das Kind dem Kinde,
das es am Herzen hielt:

„Ach hätt ich Engelzungen,
ich hätt dir längst gesungen
das süse, liebe Lied,
das mir so still und selig
im jungen Herzen glüht.

Ich weis ja keine Weisen,
dich, Heiland! so zu preisen,

dich, Jesu, fromm und mild!
wie meine ganze Sele
dir jauchzt und singt und spielt.

Ich muß mein Haupt dir neigen,
kann weinen nur und schweigen
in Seligkeit und Schmerz.
Ach, Kind, du weist mein Lieben,
du siehst mir ja in's Herz!"

Als Jesus dies gehöret,
spricht er: „Dir sei bescheret
ein Kindlein, Schmerzenreich,
das sollst du betend wiegen,
rein meiner Mutter gleich.

Und auch sei dir bescheret
ein Herz zu mir bekehret,
ein Herz, an Schmerzen reich,
darinnen sollst du wiegen
das Kind mit mir zugleich.

Und auch sei dir bescheret
die Weise, die mich ehret

mit freüdgem Flug und Fall,
das Lied, das mir lobsinget
troz Lerch, troz Nachtigall.

Sieh, was ich dir gegeben!
Drum sollst das Haupt du heben
und öffnen deinen Mund,
und freüdge Lieder singen.
Steh auf und sei gesund!

Es wird ein Frühling kommen,
der bringt, was ward genommen,
die Blumen und den Kranz.
Sei freüdig, sei geschmükket!
Die Unschuld ist ein Glanz!

Es wird ein Sommer kommen
voll Segen für die Frommen,
voll lichtem Ährengold,
da lese fromm gebükket
ein Gärblein dir zum Sold.

Es wird ein Herbst sich neigen,
brich Wein und Frucht von Zweigen,

ich hab dir's zugedacht:
drum sei in Freüd und Wonne
die Ärnte eingebracht.

Und kommt der ernste Winter,
dann sei, wie andre Kinder,
an meiner Wiege froh!"
Da sprach das Kind ergeben:
„Ja, Kind, das will ich so!

All, was du mir bescheret,
hab ich von dir begehret
mit Liedes Flug und Fall:
drum will ich dir lobsingen
troz Lerch, troz Nachtigall!"

3.

Marienkind.

(Gebr. Grimm.)

Vor einem grosen Walde lebte ein Holzhakker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhakker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hakkte, stand auf einmal eine schöne grose Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leüchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „Ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter sein und für es sorhen.“ Der Holzhakker gehorchte und holte sein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß blos Zukkerbrot und trank süse Milch und seine Kleider waren von Gold und die Englein spielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Junngfrau Maria eine grose Reise

machen; eh sie aber weg ging, rief sie das Mädchen und sagte: „Liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs, zwölf darfst du aufschliesen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieser kleine Schlüssel öffnet.“ Das Mädchen versprach ihren Befehlen zu gehorchen. Wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Thüre, und sah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder saß ein Apostel und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen. Als es die zwölf Thüren aufgeschlossen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerstand es seiner Neügier, endlich aber ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Thüre aufging, sah es in Feüer und Glanz die Dreieinigkeit sizen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber schlug es geschwind die Thüre zu und lief fort; sein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurükk und foderte die Himmelsschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte: „Hast du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?“ „Nein,“ antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte, da sah sie, daß es ihr Gebot übertre-

ten und die Thüre aufgeschlossen hatte. „Hast du es gewiß nicht gethan?“ „Nein,“ sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feüer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war und sprach: „Du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu sein.“

Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüschen umzäunt, so daß es ganz eingeschlossen war; der Mund war ihm auch verschlossen und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter, und schlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldberen waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es Wurzeln und Blätter und trug sie in die Höhle, uud wenn es dann schneite und fror, saß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab, da saß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm schien ging es heraus, sezte sich vor den Baum, und seine langen Hare bedekkten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war

aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, daß in der Einöde ein Mädchen allein saß, und fragte es, ob es mit auf sein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nikkte blos ein wenig mit dem Kopf. Da hob es der König auf sein Pferd und führte es mit sich heim und bald gewann er es so lieb, daß er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: Sag' jezt die Wahrheit, daß du die verbotene Thür aufgeschlossen hast, dann will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannst. Bist du aber hartnäkkig und willst es nicht gestehen, so nehm ich dein Kind mit.“ Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Thüre nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verschwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die stumme Königin sei eine Menschenfresserin und habe ihr eigen Kind gegessen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen; die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Thür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm

das Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Räthe laut, die Königin sei eine Menschenfresserin und drangen darauf, daß sie für ihre gottlose Thaten gerichtet werde. Der König aber hies sie stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahr brachte sie eine Prinzessin zur Welt. Da erschien die Jungfrau Maria wieder, nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie mögte ihren Fehler gestehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Aussage. Da verlies die Jungfrau Maria sie und nahm das jüngste Kind auch mit sich.

Der König konute nun seine Räthe nicht länger zurükkhalten, sie behaupteten, die Königin sei eine Menschenfresserin, das sei gewiß, — und weil sie stumm war, konnte sie sich nicht vertheidigen, da ward sie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden war, und das Feüer rings schon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und sie gedachte bei sich: „Ach, wenn ich auch sterben müßte, wie gern wollt ich der Jungfrau Maria vorher noch gestehen, daß ich die verbotene Thüre im Himmel

aufgeschlossen habe! Wie hab' ich so bös gethan, das zu leügnen!" Und wie sie das gedachte, in dem Augenblikk, da that sich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feüer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „Da du die Wahrheit hast sagen wollen, ist dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß sie von nun an sprechen konnte, und verlieh ihr Glükk auf ihr Lebtag.

4.

Winterlied.

(Von Krummacher.)

Wie ruhest du so stille
in deiner weißen Hülle,
du mütterliches Land?
Wo sind des Frühlings Lieder,
des Sommers bunt Gefieder
und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet;
kein Lamm und Schäflein weidet
auf deinen Aun und Höhn.
Der Vöglein Lied verstummet
und keine Biene summet,
doch bist du auch im Schlafe schön.

Die Zweig und Ästlein schimmern
und tausend Lichter flimmern,
wohin das Auge blikkt!
Wer hat dein Bett bereitet,
die Dekke dir gespreitet,
und dich so schön mit Reif geschmükkt?

Der gute Vater droben
hat dir dein Kleid gewoben,
er schläft und schlummert nicht.
So schlafe denn in Frieden!
Der Vater wekkt die Müden
zu neüer Kraft und neüem Licht.

Bald in des Frühlings Wehen
wirst du vergnügt erstehen

zum Leben wunderbar!
Sein Odem schwebt hernieder;
dann, Erde, stehst du wieder
mit einem Blumenkranz im Har.

5.

Wiegenlied.

(Von Christ. Kühnau, † 1813 den Tod fürs Vaterland.)

Schlaf, mein Kindlein, schlaf ein!
Dein wartet lieb Mütterlein,
sie wiegt und lullt dich in süsen Schlaf.
Daß dich im Schlummer kein Unfall traf,
das waltet die Mutterliebe.

Schlaf, mein Liebchen, schlaf ein!
Dein hütet lieb Väterlein;
von früh in die Nacht, die dunkele Nacht
wirkt er und schafft und sorget und wacht,
daß Mutter und Kind gedeihen.

Schlaf, mein Herzchen, schlaf ein!
Am Himmel die Sternelein,
die goldenen Sternlein, hoch und hehr,
sie schauen so lieb und mild daher
und kränzen mein süses Herzchen.

Schlaf, mein Trautchen, schlaf ein!
Deine Wächter, lieb' Engelein,
sie halten in heiliger Obhut dich
und schüzen und schirmen dich minniglich
und tragen dich einst in den Himmel.

Schlaf, mein Holdchen, schlaf ein!
Dich liebet Christ Jesulein.
Das war ein Kindlein auf Erden, wie du,
und brachte dir Frieden und Heil und Ruh,
lieb Vater, lieb Mutter zur Freüde.

Schlaf, mein Kindlein, schlaf ein!
Im Himmel lieb Herrgott dein,
der wird dir wohl geben, was dir frommt,
bis einst dein seliges Stündlein kommt.
Laß Vater, laß Mutter auch schlafen!

6.

Das Rothkehlchen.

(Gleichniß von Krummacher.)

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Thierchen freündlich in seine Wohnung. Nun pikkte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster und der kleine Gast entfloh in das nahe Wäldchen und bauete sein Nest und sang sein fröhliches Liedlein.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber samt seinen Kindern freüten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aüglein zutraulich umher schau-

ten. Und die Kinder sagten: die Vöglein sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten! —

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freündliches Zutrauen erwekket Zutrauen, und Liebe erzeüget Gegenliebe.

7.

Das Schneeglökklein.

Und der Winter schien geendet
und die Wiesen wurden grün, —
ach, da hatte sich's geendet,
heimwärts muß der Schäfer zieh'n.

Und es lag zu seinem Leide
über dem erwachten Land
in dem weißen Todtenkleide
wiederum des Winters Hand.

Treiben kann er nicht zur Weide,
seine Lämmlein läst er heim;
irrend fand er auf der Weide
auch nicht einen grünen Keim.

„Hofft ich doch auf reiche Blüten,“
spricht er, „und nun ist es leer;
kann ich nicht die Lämmer hüten,
wird mir Herz und Auge schwer.“

Horch! da rührt im Windeswehen
leise sich's wie Saitenklang,
und geruhig bleibt er stehen
lauschet sacht und lauschet lang.

Und, wie aus dem Schnee geboren,
heben Glökklein sich heraus,
einsam stehn sie und verloren
und er nimmt sie mit nach Haus.

Daran hat er Trost gefunden. —
Sieht der Mensch nur Einen Stern, —
hofft er in den trüben Stunden,
sind die andern auch nicht fern.

8.

Früher Frühling.

(Von Göthe.)

Tage der Wonne
kommt ihr so bald?
Schenkt uns die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fliesen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
ist es das Thal?

Blaüliche Frische,
Himmel und Höh!
Goldene Fische
wimmeln im See.

Lautes Gefieder
rauschet im Hain,
himmlische Lieder
schallen darein.

Unter des Grünen
blühender Kraft
naschen die Bienen
summen am Saft.

Leise Bewegung
bebt in der Luft,
reizende Regung,
schläfernder Duft!

9.

Die Hiazinthe.

(Von Krummacher.)

Vaters Töchterchen war betrübt, daß der Winter so lange währte. Denn sie liebte die Blumen und hatte ein kleines Gärtchen, wo sie sich die schönsten mit eigener Hand erzog. Darum sehnte sie sich nach dem Frühling und daß der Winter vorübergehen möchte.

Da sprach der Vater: „Siehe, mein Kind, ich habe dir eine Blumenzwiebel mitgebracht. Du mußt sie dir aber selbst mit Sorgfalt erziehen.“ — Das werd ich wohl nicht können, mein Vater! antwortete das Mädchen. Es liegt ja Schnee drausen und die Erde ist hart, wie ein Stein! — So redete sie, denn sie wußte nicht, daß man auch in Scherben Blumen erziehen kann uud hatt' es niemals gesehen. Der Vater aber gab ihr ein Töpfchen mit Erde und das Mädchen that die Blumenzwiebel hinein. — Aber sie sah den Vater an und lächelte, zweifelnd, ob auch der Vater im Ernste geredet. Denn sie meinte, es müsse ein blauer Himmel über der Blume schweben, und Frühlingslüftchen um sie her, und unter ihren Händen könne solche Herrlichkeit nicht gedeihen.

Nach einigen Tagen hob sich die Erde in dem Scherben und grüne Blättchen trugen sie empor auf ihren Spitzen und und kamen an das Licht. Da frohlokkte das Kind und verkündete Vater und Mutter und dem ganzen Hause die Geburt des jungen Pflänzchens. Darauf benezte es die Blume mit Wasser und lächelte mit Wohlgefallen auf sie hernieder. Der Vater sah es an und sprach: So recht, mein Kind! Dem Regen und Thau muß der Sonnenschein folgen. Der Stral eines freündlichen Auges gibt erst der Wohlthat, welche

die Hand reicht, ihren Werth. Dein Pflänzchen wird wohl gedeihen!

Nun kamen die Blätter aus dem Schos der Erde ganz hervor und glänzten mit lieblichem Grün. Da ward des Mägdleins Freüde noch gröser. O, sagte sie, ich will auch wohl zufrieden sein, wenn schon keine Blüte käme! — „Es ist gut, daß du so genügsam bist, sprach der Vater; darum wird dir mehr gegeben werden, als du zu hoffen wagst.“ — Er zeigte ihr den Keim der Blume, der zwischen den Blättern verborgen lag.

Des Mädchens Sorgfalt und Liebe wuchs mit jedem Tage, so wie die Blume sich allmählig entfaltete. Zur rechten Zeit sprengte es Wasser darauf und fragte, ob es genug oder zuviel, und ob es auch wohl zu kalt sein möchte? Und wenn ein Sonnenblikk durch's Fenster kam, dann trug sie die Pflanze hinüber in den Sonnenschein und ihr Odem hauchte den Staub von den Blättern, so wie ein Morgenlüftchen die Rose umhaucht.

Mit dem Gedanken an ihre Blume schlief sie am Abende ein und erwachte mit ihm des Morgens. Mehrmals erblikkte sie auch im Traum ihre Hiazinthe in voller Blüte, und wenn sie dann am Morgen noch nicht blühete, sprach sie gefaßt und sagte lächelnd: Es kann ja noch werden! — Zuweilen auch

fragte sie den Vater, in welche Farbe die Blume sich kleiden würde. Und wenn sie alle Farben durchgegangen war; sagte sie fröhlich: Es ist mir einerlei, wenn sie nur blühet!

Endlich blühete die Blume. Zwölf Glokken hatten sich in der Frühe des Morgens geöffnet. Zwischen fünf breiten smaragdgrünen Blättern hingen sie hernieder in volljunger Schönheit. Ihre Farbe war röthlich gleich dem Widerschein der Morgenröthe und ein balsamischer Wohlgeruch umschwebte die Blume. Es war ein heiterer Märzmorgen. — Das Mädchen konnte die Herrlichkeit nicht fassen; seine Freüde war still und ohne Worte. Auf den Knieen vor der Blume liegend schaute es sie immer an. — Da trat der Vater hinein und sah sein liebes Kind und die blühende Hiazinthe an und sprach: Siehe, was dir deine Hiazinthe ist, das bist du uns, mein Kind! — Da sprang das Mädchen auf und herzte den Vater.

10.

Märzlied.

(Von Filipp Zesen, geb. 1629. gest. 1689; durch Fr. Haug.)

Auf, meine Gedanken, vergesset der Schmerzen!
Seid lustig von Herzen im fröhlichen Märzen!
O seht, wie von Kränzen des Lenzen bestreüt,
die Erde die werthesten Schäze mir beüt!

Bald werden die lieblichen Blumen entkeimen,
Zeitlosen und Liljen und Rosen nicht saümen;
bald schauen wir wohl nach der blauen Viol,
die opfert den Lüften von Düften den Zoll.

Der Tulpen und Nelken so holdes Gedeihen
wird viele beim Spiele der Harfen erfreüen.
Dann könnet ihr, meine Gedanken, mein Sinn!
eüch völlig ergezen und lezen forthin.

Man hört die gesittigten Kinder der Lüfte
schon singen, daß ringsum erklingen die Klüfte.

Frau Nachtigall wirbelt, daß Hügel und Wald
und Thal und Gebirge vom Widerschall hallt.

Sie preisen in Weisen, daß ihnen das Leben,
die fertigen Zünglein der Schöpfer gegeben.
Froh binken die Finken den Schwestern auch hier
bei Störchegeklapper und Lerchen=Tirlir.

Wie schön sind auch Auen, so Perlen bethauen,
die Hirsche, gelüstend sich brüstend, zu schauen!
Froh springen sie weiter durch Kräuter und Klee!
Wie hüpfet und schlüpfet das flüchtige Reh!

Vergesset der Schmerzen und weiht eüch von Herzen
unzähligen Scherzen im fröhlichen Märzen!
Der Frühling erheitert und läutert eüch recht.
Auf, meine Gedanken, mein edles Geschlecht!

11.

Frühling.

(Von Rosa Maria.)

O Frühlingszeit!
wie schmükkst du die Erde weit und breit!
Den weisen Mantel schon weggehangen,
kommt sie im grünen Kleide gegangen,
und, was sie hielt in dem Winterhaus,
die Blumen, die spendet sie freündlich aus.
O Frühlingszeit! o Blütezeit!

12.

Blütezeit.

(Von L. Uhland.)

Die linden Winde sind erwacht,
sie saüseln und weben Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weis nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden.

13.

Frühlingswinde.

(Von Wilhelm Hensel.)

Wie lieblich, wie milde die Blumen stehn,
aus leüchtenden Augen so innig sehn!
Linde
Winde
küssend von Kelchen zu Kelchen gehn!

14.

Mai's Erwachen.

(Von Bürger.)

Unter hellen Melodieen
ist der junge Mai erwacht.
Seht, wie seine Schläfe glühen,
wie ihm Wang und Auge lacht!
Über kraütervollen Rasen,
über Hainen schwebet er;
kleine laue Weste blasen
Wohlgerüche vor ihm her.
Segenvolle Wolken streüen
warme Tropfen auf die Flur,
geben Nahrung und Gedeihen
jedem Kinde der Natur.

15.

König Grünewald.

(Grimm, nach Schwarz.)

Auf dem Christenberg in Oberhessen wohnte vor Alters ein König und stand da sein Schloß. Und er hatte auch eine einzige Tochter, auf die er gar viel hielt und welche wunderbare Gaben besaß. Nun kam einmal sein Feind, ein König, der hies Grünewald, und belagerte ihn in seinem Schlosse und als die Belagerung lange dauerte, so sprach dem König im Schlosse seine Tochter immer noch Muth ein. Das währte bis zum Maientag. Da sah auf einmal die Tochter, wie der Tag anbrach, das ganze feindliche Heer herangezogen kommen mit grünen Baümen. Da wurde es ihr angst und bang, denn sie wußte, daß Alles verloren war und sagte ihrem Vater:

> Vater, gebt eüch gefangen,
> der grüne Wald kommt gegangen!

Darauf schikkte ihr Vater sie in's Lager König Grünewalds, bei dem sie ausmachte, daß sie selbst freien Abzug haben sollte und noch dazu mitnehmen dürfte, was sie auf einen Esel pakken könnte. Da nahm sie ihren eigenen Vater,

pakkte ihn darauf samt ihren besten Schäzen und zog nun fort. Und als sie eine gute Strekke in einem fortgegangen war, sprach die Königstochter:

„Hier wollemer ruhen!“ Daher hat ein Dorf, das dort liegt, den Namen Wollmar (eine Stunde vom Christenberg, in der Ebene). Bald zogen sie weiter durch Wildnisse hin in's Gebirg, bis sie endlich einen Flekken fanden; da sagte die Königstochter: „Hier hat's Feld!“ und da blieben sie und bauten ein Schloß und nannten es Hatsfeld. Dort sind noch bis auf den heütigen Tag die Überbleibsel, und die Stadt dabei hat auch von der Burg den Namen. (Hatsfeld, ein Städtchen an der Eder, im Gebirg, gegen vier Stunden vom Christenberge westlich.)

16.

Das Dorf am Meer.

(Holsteinische Sage, v. Gebr. Grimm.)

Eine Heilige ging am Strande, sah nur zum Himmel und betete; da kamen die Bewohner des Dorfs Sonntags

Nachmittag, ein jeder gepuzt in seidenen Kleidern, und spotteten ihrer Frömmigkeit. Sie achtete nicht darauf und bat Gott, daß er ihnen diese Sünde nicht zurechnen wolle. Am andern Morgen aber kamen zwei Ochsen und wühlten mit ihren Hörnern in einem nahgelegnen grosen Sandberg, bis es Abend war, und in der Nacht kam ein mächtiger Sturmwind und wehte den ganzen aufgelokkerten Sandberg über das Dorf hin, so daß es ganz zugedekkt wurde und Alles darinn, was Athem hatte, verdarb. Wenn die Leüte aus benachbarten Dörfern herbeikamen und das verschüttete aufgraben wollten, so war immer, was sie Tags über gearbeitet, des Nachts zugeweht. Das dauert bis auf den heütigen Tag.

17.

Maientag.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Frisch auf, liebe Kinder! es ist Maientag!
heüte sei fröhlich, wer froh sein mag!

Frisch! alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet sein Sternenhaus,
alle Engelein kommen mit Prangen,
sie wollen den Frühling empfangen.

Frisch auf, liebe Kinder! es ist Maientag!
Seht, wer das Schönste sich pflükken mag:
Demuth das Veilchen lächelt so blau;
die Unschuld winket als Lilje im Thau,
und die Rose, die himmlische Liebe,
auf Dornen trauert sie trübe.

Frisch auf, liebe Kinder! es ist Maientag!
Horcht, was der Engelgespiele sprach:
„Schön bist du, Erdenmaitag, und süs,
das holde Bildniß vom Paradies;
aber auf himmlischen Blumenauen,
da sollt ihr Schöneres schauen.“

O du süser Himmel und dein Maientag!
seliger, himmlischer Maientag!
Droben verwelket Demuth nicht mehr,
die Unschuld klagt nicht: die Welt ist leer!

und die Rose, die himmlische Liebe,
sie steht auf Dornen nicht trübe.

O du süser Himmel und dein Maientag!
Glükklich, wer schon deine Blumen brach!
Frisch, alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet sein Sternenhaus,
und die Engel wollen mit Prangen
die frommen Kinder empfangen.

18.

Frühlingsau.

(Gräter nach Jakob von der Warte.)

Hört ihr nicht das süse Singen
in den Auen überall?
nicht die Wunderlieder klingen?
nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Anger an,
und die lichte, lustge Haide,
die sich mit dem schönsten Kleide
vor dem Mai hat angethan.

19.

Die Mutter mit ihren Kindern an einem Maimorgen.

(Von Claudius.)

Kommt, Kinder! wischt die Augen aus!
es gibt hier was zu sehen;
und ruft den Vater auch heraus:
die Sonne will aufgehen!

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
so unverzagt und munter!
geht alle Morgen richtig auf
und alle Abend unter!

Geht immer und scheint weit und breit
in Schweden und in Schwaben,
dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
wie wir es nöthig haben.

Von Ohngefähr kann das nicht sein,
das könnet ihr wohl denken;
der Wagen da geht nicht allein,
ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand
weis nicht, was sich gebühret;
drum muß wer sein, der an der Hand
als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
das kann man bald verstehen:
er schüttet seine Wohlthat hin
und lässet sich nicht sehen.

Und hilft und segnet für und für,
gibt jedem seine Freüde,
gibt uns den Garten vor der Thür
und unsrer Kuh die Weide.

Und hält eüch Morgenbrot bereit
und läßt eüch Blumen pflükken,
und stehet, wenn und wo ihr seid,
eüch heimlich hinterm Rükken;

sieht alles, was ihr thut und denkt,
hält eüch in seiner Pflege,
weis, was eüch freüt und was eüch kränkt,
und liebt eüch allewege.

Das Sternenheer froh in der Höh,
die Sonne, die dort glänzet,
das Morgenroth, der Silbersee,
mit Busch und Wald umkränzet;

dies Veilchen, dieser Blütenbaum,
der seine Arm ausstrekket,
sind, Kinder! seines Kleides Saum,
das ihn vor uns bedekket, —

ein Herold, der uns weit und breit
von ihm erzähl und lehre;
der Spiegel seiner Herrlichkeit,
der Tempel seiner Ehre;

ein mannichfaltig gros Gebäu,
durch Meisterhand vereinet,
wo seine Lieb und seine Treu
uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darinn
und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
ob ihr ihn möchtet finden!

gez. u. gest. v. F. Fleischmann.

20.

Brüderchen und Schwesterchen.

(Gebr. Grimm.)

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sagte: „Seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit dem Fuß fort;

sie gibt uns auch nichts zu essen, als harte Brotkrusten; dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser, dem wirft sie doch manchmal was Gutes zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, laß uns miteinander fortgehen.“ Sie gingen zusammen fort und kamen in einen grosen Wald, da waren sie so traurig und so müde, daß sie sich in einen hohlen Baum sezten und da Hungers sterben wollten.

Sie schliefen zusammen ein, und wie sie am Morgen aufwachten, war die Sonne schon lange aufgestiegen und schien heis in den hohlen Baum hinein. „Schwesterchen, sagte das Brüderchen nach einer Zeit, mich dürstet so gewaltig! Wenn ich ein Brünnlein in der Nähe wüßte, ich ging hin und tränk einmal, es ist mir auch, als hörte ich eins rauschen.“ — „Was hilft das, antwortete das Schwesterchen, warum willst du trinken, da wir doch Hungers sterben wollen.“ — Brüderchen aber schwieg still und stieg heraus, und weil es das Schwesterchen immer fest in der Hand hielt, mußte es mit heraus steigen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe, und wie sie die zwei Kinder hatte fortgehen sehen, war sie ihnen nachgegangen und hatte ein klares Brünnlein in der Nähe des Baums aus dem Felsen springen lassen, das sollte durch sein Rauschen die Kinder herbeilokken nnd zum Trinken reizen: wer aber davon trank, der ward in ein Rehkälbchen verwan-

delt. Brüderchen kam bald mit dem Schwesterchen zum Brünnlein, und als er es so glizerig über die Steine springen sah, ward seine Lust immer gröser, und er wollte davon trinken. Aber dem Schwesterchen war Angst, es meinte, das Brünnlein spräche im Rauschen und sagte: „Wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen!“ Da bat es das Brüderchen, nicht von dem Wasser zu trinken. „Ich höre nichts, sagte das Brüderchen, als wie das Wasser so lieblich rauscht, laß mich nur gehen!“ Damit legte es sich nieder, beügte sich herab und trank, und wie der erste Tropfen anf seine Lippen gekommen war, da lag ein Rehkälbchen an dem Brünnlein.

Das Schwesterchen weinte und weinte, die Hexe aber war böse, daß sie es nicht auch zum trinken verführen können. Nachdem es drei Tage geweint, stand es auf und sammelte die Binsen in dem Wald, und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälbchen daran und führte es mit sich. Es suchte ihm auch eine Höhle, trug Mos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war und sammelte das allerschönste, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehkälbchen war dann vergnügt und spielte auf den Hügeln. Abends aber, wenn Schwesterchen müde war, legte es seinen Kopf auf den Rükken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, und

so schlief es ein; und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben gewesen.

So lebten sie lange Jahre in dem Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte sich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Thierlein in dem Wald und war erstaunt über seine Schönheit. Er hob es zu sich auf sein Pferd und nahm es mit, und das Rehkälbchen lief an dem Seile nebenher. An dem königlichen Hofe ward ihm alle Ehre angethan, schöne Jungfrauen mußten es bedienen, doch war es selber schöner, als alle andern; das Rehkälbchen lies es niemals von sich, und that ihm alles Gute an. Bald darauf ward das Schwesterchen mit dem König vermählt und lebte in allen Freüden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glükk gehört, das dem armen Schwesterchen begegnet; sie dachte es wäre längst im Wald von den wilden Thieren gefressen worden, aber die hatten ihm nichts gethan, und nun war es Königin im Reich. Die Hexe war so böse darüber, daß sie nur darauf dachte, wie sie ihr das Glükk verderben könnte. Als im folgenden Jahr die Königin einen schönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat sie in der Gestalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad ist für eüch bereitet, sagte sie, das wird eüch wohlthun und stärken, kommt, eh es kalt wird.“ Sie

führte sie darauf in die Badestube; wie die Königin hinein getreten war, schlos sie die Thüre hinter ihr zu, drin aber war ein Feüer angemacht, da mußte die schöne Königin ersticken. Die Hexe hatte eine rechte Tochter, der gab sie ganz die aüserliche Gestalt der Königin und legte sie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam Abend heim und wußte nicht, daß er eine falsche Frau habe. Aber in der Nacht — sah die Kinderfrau — trat die rechte Königin in die Stube, ging zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Brust und gab ihm zu trinken, dann schüttelte sie ihm sein Bettchen auf, legte es wieder hinein und dekkte es zu. Darauf ging sie in die Ekke, wo das Rehkälbchen schlief und streichelte ihm über den Rükken. So kam sie alle Nacht und ging wieder fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Einmal aber trat sie wieder ein und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermeh."

und that alles, wie in den andern Nächten. Die Kinderfrau wekkte aber den König und sagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da sah er auch, wie die Königin kam und hörte deütlich ihre Worte:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm ich noch einmal und dann nimmermeh."

Aber er getraute sich nicht, sie anzureden. In der andern Nacht wacht' er wieder, da sprach die Königin:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch diesmal her und dann nimmermeh."

Da konnte sich der König nicht länger halten, sprang auf und umarmte sie, und wie er sie anrührte, ward sie wieder lebendig, frisch und roth. Die falsche Königin ward in den Wald geführt, wo die wilden Thiere sie frasen, die böse Stiefmutter aber ward verbrannt, und wie das Feüer sie verzehrte, da verwandelte sich das Rehkälbchen, und Brüderchen und Schwesterchen waren wieder beisammen unv lebten glükklich ihr Lebelang.

21.

Lob des Frühlings.

(Von Georg Phil. Harsdörfer, durch Fr. Haug.)

Nun winket und blinket die lieblichste Zeit,
den glänzenden Lenzen mit Kränzen zu singen.
Der Städter ist Wiesen zu kiesen erfreüt,
wo Dörfnerschalmeien im Freien erklingen.

Nun schallet und hallet der Wiederhall schön;
nun dienen im Grünen die Auen zu schauen.
Hört rieseln auf Kieseln der Bächlein Getön,
wo Rasen und Blümlein Topasen bethauen.

Die Erde bewirthet dich, Herde, nunmehr!
Es schossen und sprossen die Baüm im Gefilde.
Wie lispeln und wispeln die Lüftlein umher!
sich zu freüen im Freien, wie lüstert's dem Wilde!

Zeit, Lenz, so wie Städter und Dörfner, Gefild,
und Wiederhall, Blümlein, des Bächleins Erschallen,
die Erde, die Baüme, die Luft und das Wild —
gefallen im Hallen des Liedleins wohl Allen.

22.

Das Marienblümchen.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Es blüht ein schönes Blümelein,
das blüht auf grünen Auen,
von innen und von aussen fein,
gar lieblich anzuschauen,

bald bunt, bald roth und bald schneeweis
ist es des Lenzes frühster Preis,
des Herbstes lezte Freüde.

Die kleinen Kinder, die es sehen,
die klatschen in die Hände
und schmeicheln: „Gänseblümchen schön!"
„O Tausendschön!" ohn Ende;
sie winden es in jeden Kranz,
sie treten drauf bei jedem Tanz:
Das süse Tausendschönchen!

Und alle Jungfraun, die es sehn,
sie rufen: „Sieh, Zeitlosen!"
Sie können nicht vorübergehn
und müssen mit ihm kosen.
Das Blümchen ist der Jugend Bild,
die noch in tausend Farben spielt:
O bunte Blumenjugend!

Und siehet es ein zärtlich Herz
auf grünem Anger prangen,
so fühlt es sich von süsem Schmerz
und süser Lust gefangen:

„Maß-

„Maßliebe!“ ruft es, „her zu mir!
und lehre mich der Jugendzier
in Freüde rein bewahren!“

Und sieht es eine fromme Frau,
sie nennt's Marienblümchen,
und herzt es: „Schönstes Kind der Au,
und kleines Gottesmühmchen!“
und betet zu dem Sternenglanz:
„Laß mich, o Gott, im Engelkranz
so still demüthig stehen!“

So blüht das schöne Blümelein,
das viele Namen träget
und in der Demuth stillem Schein
so hohe Wunder heget.
Du, der das Blümlein schön gemacht,
nimm deine Blümlein all' in Acht,
daß sie so lieblich blühen!

23.

Der Vogel.

Es fliegt ein Vogel in den Hain
und singt, man soll ihn fangen.
Es fliegt der Vogel in den Hain
aus dem Hain in das Feld, in die Welt hinein!
Ich möcht den Vogel fangen!

24.

Taube zeigt einen Schaz.

(Br. Grimm nach Ottokar von Horneck.)

Als Herzog Heinrich von Breslau die Stadt Krakau erobert hatte, ging er in das Münster daselbst, kniete als ein frommer Mann vor dem Altar Unserer Frauen nieder und dankte ihr, daß sie ihm Gnade erzeigt und sein Leid in Freüd gewendet hätte. Und als er aufgestanden war, erblikkte er eine Taube, sah ihrem Flug nach und bemerkte, wie sie sich

über einem Pfeiler auf das Gesims eines Bogen sezte. Dann nahm er wahr, wie sie mit dem Schnabel in die Mauer pikkte, und mit den Füssen Mörtel und Stein hinter sich schob. Bald darauf lag unten ein Goldstükk, das herabgefallen war. Der Herzog nahm es auf und sprach: „Das hat die Taube herausgestochen, deß sollte leicht noch mehr da sein.“ Alsbald lies er eine Leiter holen und schikkte nach einem Maurer, der sollt sehen, was sich oben fände. Der Maurer stieg hinauf, nahm den Meisel in die Hand und bei dem ersten Schlag entdekkte er, daß da ein groser Schaz von Gold lag. Da rief er: „Herr, gebt mir einen guten Lohn! Hier liegt des glänzenden Goldes unmasen viel.“ Der Herzog lies die Mauer abbrechen und den Hort herabnehmen, den Gott ihm gab. Als man es wog, waren es fünfzig tausend Mark.

25.

Taube hält den Feind ab.

(Br. Grimm.)

Im dreisigjährigen Krieg wurde die Stadt Hörter oder Huxar im Korvei'schen von den kaiserlichen Kriegsleüten ein-

geschlossen und konnte nicht eingenommen werden. Endlich kam der Befehl, sie sollte mit schwerem Geschüz geängstigt und gezwungen werden. Wie nun bei einbrechender Nacht der Fähnrich die erste Kanone losbrennen wollte, flog eine Taube herzu und pikkte ihm auf die Hand, so daß er das Zündloch verfehlte. Da sprach er: „Es ist Gottes Wille, daß ich nicht schiesen soll" und lies ab. In der Nacht kamen die Schweden und die Kaiserlichen mußten abziehen; so war die Stadt diesmal gerettet.

26.

Zu dem Evangelium von der Hochzeit zu Kana.

(Von Dennstedt.)

Die Mutter einer zahlreichen Familie konnte aus Armuth auch an den grösten Festtagen den Tisch nicht anders bereiten, als es jeden Tag in der Woche geschah. Sie hatte zu einem grosen Feste, wo alle Einwohner des Ortes ein groses Mahl bereitet hatten, auf ihr grobes Tischtuch eine Wassersuppe und einen Krug, mit Wasser angefüllt, gesezt und hies

nun die Ihrigen sich sezen. Die ganze Familie sah betrübt auf den ärmlichen Tisch, daß sie auch heüte nichts besseres, als gewöhnlich, haben und zu dem lieben Feste sich nicht mit freüen sollte.

„Ach, ihr lieben Kinder!“ sagte die Mutter, „ich hab auch schon getrauert, als ich die Suppe kochte und den Krug mit Wassër füllte. Aber als ich dies that, da wurd ich wieder froh: denn der Herr Christus lies seine lieben Jünger die Krüge auch mit Wasser füllen auf der Hochzeit zu Kana und machte Wein daraus. Seid getrost! er wird auch auf unsere Speise und Trank seinen Segen legen!“ Nun fing sie an, das Tischgebet zu sprechen. — Alle sahen auf die Mutter; denn sie betete, wenn auch das gewöhnliche Gebet, doch anders, wie sie es bisher gehört hatten. Sie schloß mit dem Vers:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
und segne, was du bescheret hast! Amen.

Sie sezten sich und aßen und tranken. Das Mahl schmekkte anders, wie gewöhnlich und das Wasser hatte einen lieblichen Geschmakk, den sie noch nicht daran gefunden hatten. Je länger sie aßen und tranken, desto froher und heiterer sie wurden und es kam eine Freüdigkeit unter die Tischgenossen, daß es sie alle selbst wundernahm. — „Sehet,“ sprach

denn endlich die Mutter zu ihnen, „daß der Herr Christus unser Gast gewesen ist und uns wunderbarlich erquikket hat?“ — Da stunden sie alle vom Tische auf, danketen ihm und lobeten seinen Namen.

27.

Das Kränzlein und das Ehrenkleid.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Zwei Kinder sizen in Frühlingslust
und athmen Freüde mit frischer Brust,
das Land ist grün und der Himmel hell
und lustig klingt es von Baum und Quell
und lustig spielen die Kinder.

Da kommt ein Engel in Herrlichkeit
und bringt den Kindern ein Ehrenkleid,
sezt Blumenkränzlein ins blonde Haar
und winkt so freündlich und sieht so klar,
als wär er einer der Kinder.

Das Ehrenkleidchen ist weis und rein
und leüchtet herrlich, wie Sonnenschein,
das Kränzel pranget von Blumen bunt,
den Kindern wird es so wohl zur Stund,
gar himmlisch leüchten die Kinder.

Drauf herzt der Bote von oben sie
und spricht: Ihr Kinder, beflekket nie
das weise himmlische Ehrenkleid
und wahrt das Kränzelein allezeit,
so könnt ihr spielen in Freüden.

So spricht er, drükket sie warm an's Herz
und küßt sie, eilet dann himmelwärts.
Die Kinder fallen auf's Angesicht,
doch was sie beten, sie wissen nicht,
und küssen das Kleid und das Kränzlein.

28.

Das Röslein am Wege.

(Von Krummacher.)

Wohl ein einsam Röslein stand
welk und matt am Wege,
von des Sommers Glut verbrannt,
armes Röslein, unbekannt,
ohne Lieb und Pflege.
Armes, armes Röslein, ach!
welk und matt am Wege.

Kam ein Mägdlein her und sah
Röslein an dem Wege.
„Röslein steht so einsam da!
Sei getrost, ich komme ja,
daß ich deiner pflege.
Armes, armes Röslein, ach!
welk und matt am Wege!“

Mägdlein sprang in schnellem Lauf
zu dem Quell am Wege,

traüft des Quellchens Thau darauf,
Röslein that das Knöspchen auf,
dankend holder Pflege.
Röslein, schönes Röslein blüht
duftend nun am Wege.

29.

Frau Hütt.

(Gbr. Grimm.)

In uralten Zeiten lebte im Tirolerland eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hütt genannt, und wohnte auf den Gebirgen über Innsbrukk, die jezt grau und kahl sind, aber damals voll Wälder, reicher Äkker und grüner Wiesen waren. Einst kam ihr kleiner Sohn heim und weinte und jammerte; Schlamm bedekkte ihm Gesicht und Hände, dazu sah sein Kleid schwarz aus, wie ein Köhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Stekkenpferd abknikken wollen; weil der Baum aber am Rande eines Morasts stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupt in den Moder ge-

sunken, doch hatte er sich noch glükklich herausgeholfen. Frau Hütt tröstete ihn, versprach ihm ein neües schönes Rökklein und rief einem Diener, er sollte weiche Brosame nehmen, und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen, mit der heiligen Gottesgabe also sündlich umzugehen, so zog ein schweres schwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz bedekkte und ein entsezlicher Donner schlug ein. Als es wieder sich aufgehellt, da waren die reichen Kornäcker, die schönen grünen Wiesen und Wälder und die Wohnung der Frau Hütt verschwunden und überall war nur eine Wüste mit zerstreüten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte; in der Mitte aber stand Frau Hütt, die Riesenkönigin, versteinert und wird so stehen bis zum jüngsten Tag. — Daher heist es in Tirol: Spart eüre Brosamen für die Armen, damit es eüch nicht ergehe, wie der Frau Hütt.

30.

Das taube Korn.

(Gebr. Grimm.)

Zu Stavoren in Friesland waren die Einwohner durch ihren Reichthum stolz und übermüthig geworden, daß sie Haus-

flur und Thüren mit Gold beschlagen liesen, den ärmern Städten der Nachbarschaft zum Troz. Von diesen wurden sie daher nicht anders genannt, als: „die verwöhnten Kinder von Stavoren.“ Unter ihnen war besonders eine alte geizhalsige Witwe, die trug einem Danzigfahrer auf, das Beste, was er laden könne, für ihre Rechnung mitzubringen. Der Schiffer wußte nichts bessers, als er nahm einige tausend Lasten schönes polnisch Getraid, denn zur Zeit seiner Abreise von Friesland, war die Frucht daselbst gar hoch im Preise gestanden. Unterwegs aber begegnete ihm nichts wie Sturm und Unwetter und nöthigten ihn zu Bornholm zu überwintern, dergestalt, daß wie er Frühjahrs endlich daheim anlangte, das Korn gänzlich im Preise gefallen war. Da ward die Witwe zornig und lies die sämtliche Ladung vor der Stadt in die See werfen. Was geschah? An derselben Stelle that sich seit der Zeit, eine mächtige Sandbank empor, geheisen der Frauensand, drauf nichts als taubes Korn wuchs (Wunderkorn, Dünenhelm, weil es die Dünen wider die See helmt d. i. schüzt). Diese Sandbank lag vor dem Hafen und sperrte ihn ganz und der Hafen ging völlig zu Grunde. So wuchs an der Sünde der alten Frau die Busse für die ganze Stadt auf.

31.

Jungfrau Ilse.

(Gebr. Grimm.)

Der Ilsenstein ist einer der grösten Felsen des Harzgebirges, liegt auf der Nordseite in der Grafschaft Wernigerode, unweit Ilsenburg am Fuß des Brokkens, und wird von der Ilse bespült. Ihm gegenüber liegt ein ähnlicher Fels, dessen Schichten zu diesem passen und einst bei einer Erderschütterung davon getrennt worden zu sein scheinen. Davon erzählt die Sage: Bei der Sündfluth flohen zwei, die sich lieb hatten, dem Brokken zu, um der immer höhersteigenden allgemeinen Überschwemmung zu entrinnen. Ehe sie noch denselben erreichten und gerade auf einem andern Felsen beisammenstanden, spaltete sich dieser und wollte sie trennen. Auf der linken Seite, dem Brokken zugewandt, stand die Jungfrau; auf der rechten der Jüngling und miteinander stürzten sie umschlungen in die Fluten. Die Jungfrau hies Ilse. Noch alle Morgen schliest sie den Ilsenstein auf und erscheint im Flusse. Doch nur wenigen ist es vergönnt, sie zu sehen; aber wer sie kennt, preist sie. Einst

sah sie frühmorgens ein Köhler, grüßte sie freündlich und folgte ihrem Winken bis vor den Fels; vor dem Fels nahm sie ihm seinen Ranzen ab, ging hinein damit und brachte ihn gefüllt zurükk. Doch befahl sie dem Köhler, er sollte ihn erst in seiner Hütte öffnen. Die Schwere fiel ihm auf, und als er auf der Ilsenbrükke war, konnt er sich nicht länger enthalten, machte den Ranzen auf und fand darin Eicheln und Tannäpfel. Unwillig schüttelte er sie in den Strom; sobald sie aber die Steine der Ilse berührten, vernahm er ein Klingeln und sah mit Schrekken, daß er Gold verschüttet hatte. Doch war noch ein Rest in den Ekken des Sakks geblieben, den bewahrte er sorgfältig auf und ward noch reich genug dadurch.

32.

Hirtenlied.

(Von Zacharias Lundt, durch Fr. Haug.)

Geht zur Weide, Schäflein! gehet,
wo der süse Westwind wehet,
wo die besten Fluren sind,
wo das klarste Wasser rinnt!

Wo die kühlsten Bäche fliesen
und sich über Au'n ergiesen!
kühlet eüch, verweilet nicht!
denn die Mittagssonne sticht.

Schäflein, geht, eüch auszubreiten,
geht, wohin eüch Lust mag leiten!
laßt die Sorge, weil ihr heüt
vor dem Wolfe sicher seid.

Frei durch Felder könnt ihr reisen,
süsen Sommerklee zu speisen;
Filax ist der kühne Held,
der eüch sichern Paß bestellt.

33.

Die junge Schäferin.

(Von Gottwalt.)

Auf grüner Haide steht der Klee,
Ihr Schäflein, alle weis, wie Schnee!

ich zeig euch süse Weide.
Ja schweifet nur von Berg zu Thal,
ihr hört doch meine Stimm zumal
auf grüner Haide.

Wie Kindlein zog ich alle gros,
das jüngste ruhet mir im Schos,
der Mutter nicht zu Leide.
Sie sind all meine Sorg und Lust,
das eine doch liegt an meiner Brust
auf grüner Haide.

Am laubgen Baume hängt mein Hut,
der Stab an Schäfleins Seite ruht,
ich reich ihm selber die Weide:
es frißt den Klee aus meiner Hand,
die andern schwärmen an Berges Rand
auf grüner Haide.

Es legt auf meine Schulter still
das Köpfchen, wenn es schlafen will,
hat Wolle, weich wie Seide.
Ich streich ihm Hals und Rükken zart.
Wie hat es so gar fromme Art
auf grüner Haide.

34.

Hirtengesang.

(Friedrich Spee, geb. 1591. gest. 1635.)

Erster Hirt.

Auf! tretet vor den Schöpfer frei,
kommt her, ihr wollnen Schaaren!
und preiset ihn mit Lobgeschrei,
wollt eüch zum Tanze paaren!
Vor ihm nun frisch und freüdig springt
und schlinget eüch in Reihen,
dieweil auch unser Loblied klingt
auf fröhlichen Schalmeien!

Zweiter Hirt.

Frisch auf, ihr zarten Lämmerlein,
springt auf im grünen Wasen!
Frisch auf, ihr weißen Brüderlein,
weil wir eüch lieblich blasen!

Heran! wir wollen ebenfalls
mit bestem Schmukk eüch zieren
und eüch die reine Stirn und Hals
mit grünen Kränzlein zieren.

Erster Hirt.

Alsdann mit bestem Schmukk geziert
springt baß auf eüren Weiden
und lobt den HErrn, wie sich's gebührt,
mit Jubel gros und Freüden.
Auf ruft zu ihm, mit Schalle ruft,
zu ihm thut eüch erheben,
der eüch gebracht an süse Luft,
an süses Licht und Leben!

Zweiter Hirt.

Er kleidet eüch die Rökklein an
zu seinem Wohlgefallen;
gleich schaut man eüch im Grünen gahn,
wie weiße Wollenballen;
mit weißen, krausen Federlein
verbrämt er Eüch die Felle,
gleich als von weichem Schnee so rein,
wie Himmelswölklein helle.

Erster Hirt.

Er härtet eüch die Klaülein zart,
gar sittlich aufgesplissen,
da tretet ihr auf grüner Fahrt
nach Weid und grünen Bissen.
Er thut zur Nahrung Thal und Berg
und Feld eüch überlassen,
da schlagen wir eüch in die Pferch
und ihr könnt friedlich prassen.

Zweiter Hirt.

Er gieset aus die Bächlein schwank,
er macht die Brünnlein sprizen,
da nehmet ihr dann kühlen Trank
bei warmer Sommerhize.
Er schenket eüch gar manchen Baum,
darunter ihr eüch schattet,
und gibt eüch einen kühlen Raum,
wann eüch die Sonn ermattet.

Erster Hirt.

Er segnet eüch, ihr Mütterlein!
mit Saüglingen, wohl erspressen,

er segnet euch, ihr Lämmerlein!
mit gleichen Brustgenossen.
Er quellet auf die Eiter rund
mit süs und weißen Gaben,
da machet ihr dann süsen Mund,
ihr zarten Wollenknaben!

Zweiter Hirt.

Er schaffet allen ihre Speis,
er nähret alle Selen,
deß geben wir ihm Ehr und Preis
und mögen's nicht verhehlen.
Wir ihm zum Lob auf grünem Feld
je spat, je zeitig feiern,
und je dann einzeln, je gesellt,
mit Harfen und mit Leiern.

Beide Hirten.

O daß nur ihm, daß ihm allein
die Lieder wohl gefielen,
die wir zu Lob und Ehren sein
bei unsern Schafen spielen.

Ja Ehre sei dir in der Höh
von Großen und von Kleinen!
nach Dir ist unserm Herzen weh,
wann Sonn, wann Sterne scheinen!

35.

Das Kind im Walde.

(Von Friedrich Kuhn.)

Wo willst du, Kindlein, hin im Wald?
Der Abend kommt, der Abend bald,
und Nacht und stummes Schweigen!
Des Vaters Hütte, die ist fern
und nirgendwo ein klarer Stern,
den Weg dir anzuzeigen.

„Kann doch nicht bleiben! muß doch fort!
Der Vater sprach ein gutes Wort:
Wirst schon im Wald dich finden!
Und Vater, der belügt mich nicht,
wenn auch der liebe Gott sein Licht
vom Himmel lies verschwinden.“

Die Füßlein sind so nakkt und zart,
und Waldesweg ist rauh und hart:
ach Kindlein, laß dir rathen!
Du hast die Schühlein abgethan,
bekleide dich und zieh sie an,
es möchte dir sonst schaden!

„Ach! Vater gibt so gern uns her,
doch sagt er oft, es wird ihm schwer
uns nähren und uns kleiden.
Ich weis es wohl, er will das nicht,
doch wenn's mich auch ein wenig sticht,
so will ich's lieber leiden.“

Der Abend ist so schwül und drükkt!
Hast rothe Berlein dir gepflükkt
wohl heüt an allen Orten!
Erquikke dich nun auch, mein Kind!
und iß davon! Die Aüglein sind
dir trüb und matt geworden.

„Die Beeren alle sind nicht mein;
zu Hause muß die Schwester klein
das Brüderchen stets wiegen;

da kann sie nicht in Wald hinaus,
drum bring ich Beren ihr nach Haus,
und will sie nicht betrügen."

Iß immer aus dem Hütchen voll,
iß immer, Kind! Dir ist nicht wohl!
es brennt dir Stirn und Wange!
Wenn nun ein böser Mensch dir käm
und dir die Berlein alle nähm!
Sag, wird dir da nicht bange?

„O nein! Das thun die Menschen nicht;
auch sind die Engel eingericht't,
die Kinder zu bewahren;
die sind den Kindern immer nah
und steh'n mit weißen Flügeln da
und schüzen vor Gefahren."

Ja Kindlein lieb, ja Kindlein rein!
Wie du gesagt, wirds immer sein!
Du wirst sie nicht vermissen.
Wo Engel nur bei Blumen stehn,
da bleiben sie, bis die vergehn
sanft unter ihren Küssen.

Kind, was der Mensch voll Sehnsucht will,
das blüht in deinem Herzen still,
und niemand kann dir's rauben!
Und was so Vielen noch gebricht,
das hast du schon und weißt es nicht:
Gehorsam, Lieb und Glauben.

36.

Der Pfingstborn, am Fusse des Feldbergs.

(Von Crisalin.)

Pfingsten feierten die Kinder,
nimmer war es drausen kalt,
alle Lüfte wehten linder
und in Blüte stand der Wald.

Auf dem Feld vor dem Gestraüche
sasen sie am Quell umher,
hatten frische schöne Zweige
sich geholt vom Walde her.

Schön in Stein gefaßt die Quelle,
mit dem Wasser rein und klar,
allezeit der Kinder Stelle,
wann der Pfingsten Feier war.

Waren rund im Kreis gesprungen,
hatten sich schon sehr gefreüt,
schöne Lieder viel gesungen,
waren Eine Fröhlichkeit.

Und der Abend sank schon nieder,
wehte seiner Kühlung Duft
und mit schattigem Gefieder
dekkte Dämmerung die Luft.

Kam da aus dem Wald gegangen
eine Frau, schien arm und alt,
schlecht mit Lumpen nur umhangen,
krumm und bukklig die Gestalt;

kam mit Schrekken und mit Grauen;
doch die Kinder furchten nicht,
thäten freündlich an sie schauen
und mit lächelndem Gesicht.

Und sie trat zu ihrem Kreise,
stand bei ihnen unerwart't,
murmelte nach ihrer Weise
dumpfe Worte, hohl und hart.

Doch so gros der Kinder Freüde
und der Kinder Unschuld war,
hatten's alles nicht zum Leide,
freüten sich noch immerdar.

Sprach sie drohender Gebärde
und erhob die Stimme laut:
„Kleine, unverschämte Herde!
wißt ihr, wen ihr vor eüch schaut?“

Sprach da eines von den Kleinen
ganz getrost in Heiterkeit:
„Sollten wir denn Arges meinen?
thust uns doch gewiß kein Leid!“

Sprach sie: „Könnt eüch doch vertreiben,
denn der Plaz hier, der ist mein;
und begehrt ihr hier zu bleiben,
muß ich's erst zufrieden sein.“

„„Nur zu spielen wir verlangen:
Pfingsten feiern heüte wir;
darum sind wir hergegangen;
ist uns Kindern ihr Gebühr.““

„Wartet nur, ich will eüch zeigen
schon, was eüch hier für Gebühr!
Nehmt mir da von meinen Zweigen,
und das Gras vertret't ihr mir!“

„„Ist das alles dein, so wollen
Kuchen geben wir dafür,
und willst du nicht weiter grollen,
komm und spiele mit uns hier!““

Hat die Unschuld sie beweget
und der Kinder treües Herz,
daß den Ernst sie abgeleget:
denn es war nur alles Scherz.

Und es schwindt des Alters Hülle,
es verwandelt sich ihr Leib,
und in voller Jugend Fülle
stehet da das schönste Weib.

Heiter lächeln ihre Wangen,
es umwallt sie Fröhlichkeit,
frische Kränze um ihr hangen,
die sie freündlich um sich streüt.

Und sie tanzet mit den Kleinen
und sie scherzt mit ihrem Scherz,
eine Lust thut sie vereinen,
machet alle nur ein Herz.

Erst als schon die Nacht gekommen,
läßt sie heim die Kinder gehn,
haben noch von ihr bekommen
Kränze viel und Straüse schön.

Als die Kleinen heimgekehret,
rühmten sie das Fest gar sehr,
haben's ganze Jahr begehret,
daß bald wieder Pfingsten wär.

Auch ist noch die Frau gekommen
eingemal zu Pfingsten da,
hat auch Abschied nicht genommen,
als man sie zum lezten sah.

Und die Kinder Pfingsten gehen
alle Jahr zum Brunnen hin,
ob sie sie nicht wieder sähen;
nennen auch den Pfingstborn ihn.

37.

Der Spazirgang.

(Von Martin Opiz.)

Kommt, laßt uns gehn spaziren
durch den viel grünen Wald!
Die Vögel musiziren,
daß Berg und Thal erschallt.

Wohl dem, der frei kann singen,
wie du, du Volk der Luft!
und seine Stimme schwingen,
zu dem, auf den er hofft.

Mehr wohl dem, der frei lebet,
wie du, du leichte Schar!
in Trost und Frieden schwebet
und auser der Gefahr!

38.

Der Willkomm im Grünen.

(Von J. H. Voß.)

Willkommen im Grünen! Der Himmel ist blau
und blumig die Au: der Lenz ist erschienen!
Er spiegelt sich hell am luftigen Quell
im Grünen.

Willkommen im Grünen! Das Vöglein springt
auf Sprossen und singt: der Lenz ist erschienen!
Ihm saüselt der West um's heimliche Nest
im Grünen.

Willkommeu im Grünen! Aus knorrigem Spalt
der Eichen erschallt das Sumsen der Bienen;
flink tragen sie heim den würzigen Seim
im Grünen.

Willkommen im Grünen! Es blöket im Thal
das Lämmchen, vom Stral der Sonne beschienen;
das flekkige Reh durchschlüpfet den Klee
im Grünen.

39.

Gesang der Kinder im Walde.

(Von Conz.)

Alles, alles! Wies und Wald,
wie so herrlich! Lieblich schallt
von dem schwanken Zweig im Hain
rings das Lied der Vögelein!

In der frommen Vögelein
sanfte Lieder in dem Hain
stimmen wir die unsern ein:
gros ist Gottes Macht allein!

Jedes Herz und jeder Klang
stimm in diesen Frohgesang!
Stimmet alle dankbar ein:
gros ist Gottes Macht allein!

Früh am Morgen tön, o Dank!
spät am Abend, Preisgesang!
Keine Fahr und Noth erschrekkt,
wen des Himmel Huld bedekkt.

40.

Am Morgen.

(Von Blum.)

Die braune Nacht entfliehet;
aus Purpurwolken fleüst,
so weit der Morgen glühet,
im Thau der Kraüter Geist:
der Tag im Stralenkleide
füllt wieder Erd und Meer mit Freüde.

41.

Blumenandacht.

Kommt der Morgen nicht gegangen
mit den rothgeschlafnen Wangen? —
und ihr, Blümlein, schlummert noch?
Öffnet eüre Augen wieder,
strekkt die neügestärkten Glieder,
grüßt den holden Morgen doch!

Und es hebt sich von den Wiesen,
wo die bunten Kinder spriesen,
wunderbarer, weißer Duft;
mild, wie Weihrauch anzusehen,
steigt er nach den rothen Höhen
und erfüllt die ganze Luft.

Habt ihr im Gebet gelegen
für den frischen Gottessegen,
daß ihr so in Thränen steht?
Wenn die Zunge Wonne bindet
und sie keine Worte findet,
sind auch Thränen ein Gebet.

42.

Am Abend.

(Von Ludwig Giesebrecht.)

Wenn durch Blumenbete
linde Lüfte gehn,
muß die Abendröthe
Rosendüfte wehn.

Engel Gottes schweben
durch die fromme Welt,
Paradieses = Leben
alles Wesen hält.

43.

Der Mond.

(Von Klaudius.)

Im stillen heitern Glanze tritt er so sanft einher!
Wer ist im Sternenkranze so schön geschmükkt, als er?

Er wandelt still bescheiden, verhüllt sein Angesicht;
und gibt doch so viel Freüden mit seinem trauten Licht.

Er lohnt des Tags Beschwerde, schliest sanft die Augen zu
nnd winkt der müden Erde zur stillen Abendruh.

Schenkt mit der Abendkühle der Sele frische Lust;
die seligsten Gefühle giest er in unsre Brust.

Du, der ihn uns gegeben mit seinem trauten Licht,
hast Freüd am frohen Leben, sonst gäbst du ihn uns nicht.

Hab Dank für alle Freüden, hab Dank für deinen Mond,
der 's Tages Last und Leiden so reich, so freündlich lohnt!

44.

Erdbeerlied.

(Von Krummacher.)

Ein Mägdlein an des Felsen Rand
ein naktes Erdbeersträüchlein fand,
von Strum und Regengüssen
zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
Du arme, nakte Waise,
komm mit mir in das Gärtchen mein,
du sollst mir wie ein Kindlein sein!

Drauf macht es wohl die Würzlein los
und trug das Pflänzchen in dem Schos,
und spähte still und wonnig
ein Pläzchen, kühl und sonnig,
und wühlte in der Erde mit emsiger Gebärde,
und pflanzte nun das Pflänzchen drein
und sprach: Das soll dein Bettchen sein!

Und als die Frühlingszeit erschien,
begann das Pflänzchen schön zu blühn,
wie sieben weiße Sterne;
das sah das Mägdlein gerne,
die wurden sieben Beren,
als ob's Rubinen wären.
Gelt, sprach es, es will dankbar sein,
und meint, ich sei sein Mütterlein.

45.

Marienwürmchen.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Marienwürmchen, flieg weg!
fliege nicht zu lange weg!
über Zaun und über Hekk,
über Vaters Garten weg
in die Welt hinaus!
Vergiß nicht dein Haus,
vergiß nicht die lieben Kinder!
Die Blumen sind hier gesünder,
die Sonne scheint hier heller;
drum, Würmchen, fliege schneller
zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwürmchen, flieg weg!
fliege nicht zu lange weg!
Weg ist lang, und weht der Wind;
acht' die Flügel, liebes Kind,
und die Füßchen klein
auch vor Schelmerein:

denn Krötentükken und Spinnen
auf dein Verderben nur sinnen!
doch hier dich alle lieben —
o wärst du doch geblieben
zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwürmchen, komm wieder!
dir rufen deine Brüder,
Brüderlein und Schwesterlein
und die kleinen Kinderlein,
und Grosmutter auch
und Grosvater auch —
sie sizen im schwarzen Rokke,
der Küster zieht die Glokke
und soll die Trauer laüten —
o komm zu lieben Leüten
zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Heideloff del. G. Adam sc.

46.

Das Elfenreich.

(Von Ludwig Tieck.)

Wo ist denn Marie, unser Kind? fragte der Vater.

Sie spielt drausen auf dem grünen Plaze, antwortete die Mutter, mit dem Sohne unsers Nachbars.

Daß sie sich nicht verlaufen! sagte der Vater besorgt; sie sind unbesonnen.

Die Mutter sah nach den Kleinen und brachte ihnen ihr Halber=Abendbrot. — Es ist heis! sagte der Bursche, und das kleine Mädchen langte begierig nach den rothen Kirschen. Seid nur vorsichtig, Kinder! sprach die Mutter; lauft nicht zu weit vom Hause oder in den Wald hinein! Ich und der Vater gehen auf's Feld hinaus. Der junge Andreas antwortete: O sei ohne Sorge: denn vor dem Wald fürchten wir uns; wir bleiben hier beim Hause sizen, wo Menschen in der Nähe sind.

Die Mutter ging und kam bald mit dem Vater wieder heraus. Sie verschlossen ihre Wohnung und wandten sich nach dem Felde, um nach den Knechten und zugleich auf die Heüärnte zu sehen. Ihr Haus lag auf einer grünen Anhöhe, von einem zierlichen Gezaüne umgeben, welches auch ihren Frucht= und Blumengarten umschloß; das Dorf zog sich etwas tiefer hinunter, und jenseit erhob sich das gräfliche Schloß. Martin hatte von der Herrschaft das grose Gut gepachtet, und lebte mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde vergnügt, denn er legte jährlich zurükk, und hatte die Aussicht durch Thätigkeit ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war und der Graf ihn nicht drükkte.

Indem er mit seiner Frau nach seinen Feldern ging, schaute er fröhlich um sich, und sagte: Wie ist doch die Gegend hier so ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir sonst wohnten! Hier ist es so grün, das ganze Dorf prangt von dichtgedrängten Obstbaümen, der Boden ist voll schöner Kraüter und Blumen, alle Haüser sind munter und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ja mir dünkt, die Wälder hier sind schöner und der Himmel blauer, und so weit nur das Auge reicht, sieht man seine Lust und Freüde an der freigebigen Natur.

So wie man nur, sagte Brigitte, dort jenseit des Flusses ist, so befindet man sich wie auf einer andern Erde, alles so traurig und dürr! Jeder Reisende behauptet aber auch, daß unser Dorf weit und breit in der Runde das schönste sei.

Bis auf jenen Tannengrund, erwiederte der Mann; schau einmal dorthin zurükk, wie schwarz und traurig der abgelegene Flekk in der ganzen heitern Umgebung liegt; hinter den dunkeln Tannenbaümen die rauchige Hütte, die verfallenen Ställe, der schwermüthig vorüber fliesende Bach!

Es ist wahr, sagte die Frau, indem beide still standen, so oft man sich jenem Plaze nur nähert, so wird man traurig und beängstigt, man weis selbst nicht warum. Wer nur

die Menschen eigentlich sein mögen, die dort wohnen, und warum sie sich doch nur so von allen in der Gemeinde entfernt halten, als wenn sie kein gutes Gewissen hätten?

Armes Gesindel, erwiederte der junge Pachter, dem Anschein nach Zigeünervolk, die in der Ferne rauben und betrügen, und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die Herrschaft sie duldet.

Es können auch wohl, sagte die Frau weichmüthig, arme Leüte sein, die sich ihrer Armuth schämen, denn man kann ihnen doch eben nichts Böses nachsagen. Nur ist es bedenklich, daß sie sich nicht zur Kirche halten, und man auch eigentlich nicht weis, wovon sie leben, denn der kleine Garten, der noch dazu ganz wüst zu liegen scheint, kann sie unmöglich erhalten, und Felder haben sie nicht.

Weis der liebe Gott, fuhr Martin fort, indem sie weiter gingen, was sie treiben mögen, kommt doch auch kein Mensch zu ihnen, denn der Ort wo sie wohnen ist ja wie verbannt und verhext, so daß sich auch die vorwizigsten Bursche nicht hingetrauen.

Dieses Gespräch sezten sie fort, indem sie sich in das Feld wandten. Jene finstre Gegend, von welcher sie sprachen, lag abseits vom Dorfe. In einer Vertiefung, welche Tannen umgaben, zeigte sich eine Hütte und verschiedene fast

zertrümmerte Wirthschaftsgebaüde; nur selten sah man Rauch dort aufsteigen, noch seltener wurde man Menschen gewahr; jezuweilen hatten Neügierige, die sich etwas näher gewagt, auf der Bank vor der Hütte einige abscheüliche Weiber in zerlumpten Anzuge wahrgenommen, auf deren Schos eben so häßliche und schmuzige Kinder sich wälzten; schwarze Hunde liefen herum; in Abendstunden ging wohl ein ungeheürer Mann, den Niemand kannte, über den Steg des Baches und verlor sich in die Hütte hinein; dann sah man in der Finsterniß sich verschiedene Gestalten, wie Schatten, um ein ländliches Feüer bewegen. Dieser Grund, die Tannen und die verfallene Hütte machten wirklich in der heitern grünen Landschaft, gegen die weißen Haüser des Dorfes und gegen das prächtige neüe Schloß den sonderbarsten Abstich.

Die beiden Kinder hatten jezt die Früchte verzehrt; sie verfielen darauf, in die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langsamen Andres immer den Vorsprung ab. So ist es keine Kunst! rief dieser endlich aus; aber laß es uns einmal in die Weite versuchen, dann wollen wir sehen, wer gewinnt! Wie du willst, sagte die Kleine, nur nach dem Strome dürfen wir nicht laufen. Nein, erwiederte Andres, aber dort auf jenem Hügel steht der grose Birnbaum, eine Viertelstunde von hier; ich laufe hier links

um den Tannengrund vorbei, du kannst rechts in das Feld hinein rennen, daß wir nicht eher als oben wieder zusammen kommen, so sehen wir dann, wer der beste ist.

Gut, sagte Marie und fing schon an zu laufen, so hindern wir uns auch nicht auf demselben Wege, und der Vater sagt ja, es sei zum Hügel hinauf gleich weit, ob man disseit, ob man jenseit der Zigeünerwohnung geht.

Andres war schon vorgesprungen und Marie, die sich rechts wandte, sah ihn nicht mehr. Er ist eigentlich dumm, sagte sie zu sich selbst, denn ich dürfte nur den Muth fassen, über den Steg, bei der Hütte vorbei, und drüben wieder über den Hof hinaus zu laufen, so käme ich gewiß viel früher an. Schon stand sie vor dem Bache und dem Tannenhügel. Soll ich? Nein, es ist doch zu schrekklich, sagte sie. Ein kleines weißes Hündchen stand jenseits und bellte aus Leibeskräften. Im Erschrekken kam das Thier ihr wie ein Ungeheüer vor, und sie sprang zurükk. O weh! sagte sie, nun ist der Andres weit voraus, weil ich hier steh und überlege. Das Hündchen bellte immer fort, und da sie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegentheil ganz allerliebst vor: es hatte ein rothes Halsband um, mit einer glänzenden Schelle, und so wie es den Kopf hob und sich im Bellen schüttelte, erklang die Schelle äuserst

lieblich. Ei! es will nur gewagt sein! rief die kleine Marie, ich renne was ich kann, und bin schnell, schnell jenseits wieder hinaus, sie können mich doch eben nicht gleich von der Erde weg auffressen! Somit sprang das muntere, muthige Kind auf den Steg, rasch an den kleinen Hund vorüber, der still ward und sich an sie hinschmeichelte, und nun stand sie im Grunde, und rund umher verdekkten die schwarzen Tannen die Aussicht nach ihrem älterlichen Hause und der übrigen Landschaft.

Aber wie war sie verwundert! Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leüchteten, blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten sich in den Blüten, in Käfigen aus glänzendem Draht hingen an dem Geländer vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen kurzen Rökkchen, mit gelokkten gelben Haaren und hellen Augen, sprangen umher, einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sie sammelten Blumen und schenkten sie einander, andere wieder asen Kirschen, Weintrauben und röthliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehn, aber wohl stand ein groses, schönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leüchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen auser sich und wußte sich nicht zu

finden. Da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. Kommst du uns auch einmal zu besuchen? sagte das glänzende Kind; ich habe dich drausen rennen und springen sehn, aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet. — So seid ihr wohl keine Zigeüner und Spizbuben, sagte Marie, wie Andres immer spricht? O freilich ist der nur dumm, und redet viel in den Tag hinein. — Bleib nur bei uns, sagte die wunderbare Kleine, es soll dir schon gefallen. — Aber wir laufen ja in die Wette. — Zu ihm kommst du noch früh genug zurükk. Da nimm, und iß! — Marie as, und fand die Früchte so süs, wie sie nach keine geschmekkt hatte, und Andres, der Wettlauf, und das Verbot ihrer Ältern waren gänzlich vergessen.

Eine grose Frau in glänzendem Kleide trat herzu, und fragte nach dem fremden Kinde. Gute Frau, sagte Marie, von ohngefähr bin ich herein gelaufen, und da wollen sie mich hier behalten. Du weist, Zerina, sagte die schöne Frau, daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist; auch hättest du mich erst fragen sollen. Ich dachte, sagte das glänzende Kind, weil sie doch schon über die Brükke gelassen war, könnt ich es thun; auch haben wir sie ja oft im Felde laufen sehn, und

du hast dich selber über ihr muntres Wesen gefreüt; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen!

Nein, ich will hier bleiben, sagte Marie, denn hier ist es schön, auch finde ich hier das beste Spielzeüg und dazu Erdberen und Kirschen, drausen ist es nicht so herrlich.

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jezt um die fröhliche Marie mit Lachen her, nekkten sie und ermunterten sie zu Tänzen, andre brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth, andre machten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber hielt sie sich zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegen gegangen war, denn sie war die freündlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andre: ich will immer bei eüch bleiben und ihr sollt meine Schwestern sein, worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. Jezt wollen wir ein schönes Spiel machen, sagte Zerina. Sie lief eilig in den Pallast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurükk, in welchem sich glänzender Samenstaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern, und streüte einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald sah man das Gras wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblikken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteten sich plözlich, indem der süseste Wohlgeruch den Raum erfüllte.

Auch Maria faßte von dem Staube, und als sie ihn ausgestreüt hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder und andre erschienen an ihrer Stelle. Jezt, sagte Zerina, mache dich auf etwas Gröseres gefaßt. Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie heftig mit dem Fusse ein. Zwei grüne Straücher standen vor ihnen. Fasse dich fest mit mir, sagte sie, und Marie schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich empor gehoben, denn die Baüme wuchsen unter ihnen mit der grösten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich und die beiden Kinder hielten sich hin und wieder schwebend in den rothen Abendwolken umarmt; die andern Kleinen kletterten mit behender Geschikklichkeit an den Stämmen der Baüme auf und nieder, und stiesen und nekkten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, so flog es durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andre Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden, und sezten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Pallastes. Da sasen viele schöne Frauen umher, ältere und junge, im run-

den Saal, sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Dekke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kindergestalten in den anmuthigsten Stellungen kletterten und schaukelten; nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben, bald war das Grüne und Blaue wie helles Licht funkelnd, dann sank die Farbe erblassend zurükk, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete sich; dann schienen die nakkten Kinder in den Blumengewinden zu leben, und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und auszuhauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, so wie das Aufleüchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein groses unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wundersame Gefäse standen an den Wänden umher, alle schienen mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannichfaltigen Gestalten gearbeitet und schimmerte mit der freündlichsten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beschäftigt, die Stükke auseinander zu suchen und sie in die Gefäse zu legen; andre, hökkrig und krummbeinig, mit langen rothen Nasen, trugen schwer und vorn über gebükkt Säkke herein, so wie die Müller

ler

ler Getraide, und schütteten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus. Dann sprangen sie ungeschikkt rechts und links, und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten, und es geschah nicht selten, daß einer den andern im Eifer umstieß, so daß sie schwer und tölpisch zur Erde fielen. Sie machten verdrüsliche Gesichter und sahen schel, als Marie über ihre Gebärden und Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter eingeschrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnikken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herren anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. Was gibt's wieder? fragte er mürrisch, als die Kinder ihm etwas näher kamen. Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, daß sie nur gekommen seien, sich in den Kammern umzuschauen. Immer die alten Kindereien, sagte der Alte; wird der Müssiggang nie aufhören? Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft und ließ die Goldstükke wägen und aussuchen; andere Zwerge schikkte er fort, manchen schalt er zornig. Wer ist der Herr? fragte Maria; unser Metallfürst, sagte die Kleine, indem sie weiter gingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem grosen Teiche, aber doch schien keine

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Sonne, und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfing sie, und Zerina ruderte sehr emsig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Gräben und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. Diese Wasser rechts, sagte das glänzende Kind, fliesen unter eüren Garten hinab, davon blüht dort alles so frisch; von hier kömmt man in den grosen Strom hinunter. Plözlich kamen aus allen Bächen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien, andre hielten rothe Korallenzakken, und wieder andre bliesen auf krummen Muscheln; ein verworrenes Getöse schallte lustig von den dunkeln Ufern wieder; zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der andern, und hingen ihnen um Hals und Nakken. Alle begrüßten die Fremde; zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thür that sich dieser von einander, und eine ganz rothe weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. Geht es recht lustig zu? fragte Zerina. Sie sind eben in Thätigkeit, antwortete

jene, und so freüdig, wie man sie nur sehn kann, aber die Wärme ist auch äuserst angenehm.

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plözlich sah sich Marie in dem glänzendsten Saal, so daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feüerrothe Tapeten bedekkten mit Purpurglut die Wände, und als sich das Auge etwas gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie im Teppich sich Gestalten tanzend auf und nieder in der grösten Freüde bewegten, die so lieblich gebaut und von so schönen Verhältnissen waren, daß man nichts Anmuthigeres sehn konnte; ihr Körper war wie von röthlichem Kristall, so daß es schien, als flösse und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an, und begrüßten es mit verschiedenen Beügungen; aber als Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina plözlich mit Gewalt zurükk, und rief: Du verbrennst dich, Mariechen, denn alles ist Feuer!

Marie fühlte die Hize. Warum kommen nur, sagte sie, die allerliebsten Geschöpfe nicht zu uns heraus, und spielen mit uns? Wie du in der Luft lebst, sagte jene, so müssen sie immer im Feüer bleiben, und würden hier ausen verschmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen! Jene dort unten verbreiten die Feüerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachsen nun die

Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehn neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freüdig. Aber dir ist es hier zu heis, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehen.

Hier war's unterdessen Nacht geworden. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still und die Kinder schliefen in mannigfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freündin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern lustwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquikkten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: Laß uns doch zur Abwechselung einmal nach den Tannen hinaus gehn, wie es dort aussehen mag. Gern, sagte Zerina, so kannst du auch zugleich dorten unsre Schildwachten besuchen, die dir gewiß gefallen werden, sie stehn oben auf dem Walle zwischen den Baümen. Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmuthige Haine voller Nachtigallen, dann stiegen sie über Rebenhügel, und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begränzte. Wie kommt es nur, fragte Marie, daß wir hier innerhalb so weit zu gehn haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist? Ich weis nicht, antwor-

tete die Freündin, wie es zugeht, aber es ist so. Sie stiegen zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von drausen entgegen; ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten, mit mehligen bestaübten Angesichtern, den widerlichen Haüptern der weißen Eülen nicht unähnlich; sie waren in faltigen Mänteln von zottiger Wolle gekleidet, und hielten Regenschirme von seltsamen Haüten ausgespannt über sich; mit Fledermausflügeln, die abentheüerlich neben dem Mantel hervor starrten, wehten und fächelten sie unablässig. Ich möchte lachen und mir graut, sagte Marie. Diese sind unsre guten fleisigen Wächter, sagte die kleine Gespielin, sie stehen hier und wehen, damit jeden kalte Angst und wundersames Fürchten befällt, der sich uns nähern will; sie sind aber so bedekkt, weil es jezt drausen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier ist ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergingen sie gar.

Aber wer seid ihr denn, fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüfte hinunter stiegen, oder habt ihr keinen Namen, woran man eüch erkennt?

Wir heisen Elfen, sagte das freündliche Kind, man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.

Sie hörten auf der Wiese ein groses Getümmel. Der schöne Vogel ist angekommen! riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie sahen indem schon, wie Jung und Alt sich über die Schwelle drängte, alle jauchzten und von innen scholl eine jubilirende Musik heraus. Als sie hinein getreten waren, sahen sie die grose Rundung von den mannigfaltigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem grosen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langsam fliegend vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher als sonst, die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleüchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen, und auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so helleüchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelgesteine blizten. Der Schnabel war roth und die Beine glänzend blau. Wie er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzükkt. Seine Gröse war die eines Adlers. Aber jezt öffnete er den leüchtenden Schnabel, und süse Töne quollen aus seiner

bewegten Brust, in schönern Weisen, als die der brünstigen Nachtigall; mächtiger zog der Gesang und gos sich wie Lichtstrahlen aus, so daß alle, bis auf die kleinsten Kinder selbst, vor Freüden und Entzükkungen weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und sich den Augen dann schnell verlor.

Warum seid ihr alle so in Freüde? fragte Marie, und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner als gestern vorkam. Der König kommt! sagte die Kleine, den haben viele von uns noch gar nicht gesehn, und wo er sich hinwendet ist Glükk und Fröhlichkeit; wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienst des Königes gesandt wird, heist Fönix, er wohnt fern in Arabien auf einem Baum, der nur einmal in der Welt ist, so wie es auch keinen zweiten Fönix gibt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst; so stirbt er singend, und aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Fönix mit neüer Schönheit

wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal in Jahrhunderten, so zeichnen sie es in ihre Denkbücher auf, und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freündin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblikk des Königes ist dir nicht vergönnt.

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das Gedränge, winkte Marien zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang. Du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind, sagte sie; der König will auf zwanzig Jahr, und vielleicht auf länger, sein Hoflager hier halten, nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Äkker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Überschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser, doch hüte dich, irgend wem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und alle umher, so wie du selbst, entbehren dann das Glükk und die Segnung unsrer Nähe: noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl. Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bükkte sich, sie zu umarmen, sie trennten sich. Schon stand sie auf der schmalen Brükke, die kalte Luft

wehte hinter ihr aus den Tannen, das Hündchen bellte auf das herzhafteste und lies sein Glökkchen ertönen; sie sah zurükk und eilte in das Freie, weil die Dunkelheit der Tannen, die Schwärze der verfallenen Hütten, die dämmernden Schatten sie mit ängstlicher Furcht befielen.

Wie werden sich meine Ältern meinethalb in dieser Nacht geängstigt haben! sagte sie zu sich selbst, als sie auf dem Felde stand, und ich darf ihnen doch nicht erzählen, wo ich gewesen bin und was ich gesehn habe, auch würden sie mir nimmermehr glauben. Zwei Männer gingen an ihr vorüber, die sie grüßten, und sie hörte hinter sich sagen: Sieh das Mädchen! Wo mag sie nur her sein? Mit eiligeren Schritten näherte sie sich dem älterlichen Hause; aber die Baüme, die gestern voller Früchte hingen, standen heüte dürr und ohne Laub, das Haus war anders angestrichen, und eine neüe Scheüne daneben erbaut. Marie war in Verwunderung, und dachte, sie sei im Traum; in dieser Verwirrung öffnete sie die Thür des Hauses, und hinter dem Tische sas ihr Vater zwischen einer unbekannten Frau und einem fremden Jüngling. Mein Gott, Vater! rief sie aus, wo ist denn die Mutter? — die Mutter? sprach die Frau ahnend, und stürzte hervor; ei, du bist doch wohl nicht, — ja freilich, freilich bist du die verlorene, die todt geglaubte, die liebe einzige Marie! Sie hatte sie gleich

an einem kleinen braunen Male unter dem Kinn, an den Augen und der Gestalt erkannt. Alle umarmten sie, alle waren freüdig bewegt, und die Ältern vergossen Thränen. Marie verwunderte sich, daß sie fast zum Vater hinauf reichte, sie begriff nicht, wie die Mutter so verändert und geältert sein konnte, sie fragte nach dem Namen des jungen Menschen. Es ist ja unsers Nachbars Andres, sagte Martin; wie kommst du nur nach sieben langen Jahren so unvermuthet wieder? Wo bist du gewesen? Warum hast du denn gar nichts von dir hören lassen? — Sieben Jahr? sagte Marie, und konnte sich in ihren Vorstellungen und Erinnerungen nicht wieder zurecht finden; sieben ganzer Jahre? Ja, ja, sagte Andres lachend, und schüttelte ihr treüherzig die Hand; ich habe gewonnen, Mariechen, ich bin schon vor sieben Jahren an dem Birnbaum und wieder hieher zurükk gewesen, und du, Langsame, kommst nun heüt erst an!

Man fragte von neüem, man drang in sie, doch sie, des Verbotes eingedenk, konnte keine Antwort geben. Man legte ihr fast die Erzählung in den Mund, daß sie sich verirrt habe, auf einen vorbeifahrenden Wagen genommen, und an einen fremden fernen Ort gebracht sei, wo sie den Leüten den Wohnsiz ihrer Ältern nicht habe bezeichnen können; wie man sie nachher nach einer weit entlegenen Stadt gebracht habe, wo

gute Menschen sie erzogen und geliebt; wie diese nun gestorben, und sie sich endlich wieder auf ihre Geburtsgegend besonnen, eine Gelegenheit zur Reise ergriffen habe und so zurükk gekehrt sei. Laßt alles gut sein, rief die Mutter; genug, daß wir dich nur wieder haben, mein Töchterchen, du meine Einzige, mein Alles!

Andres blieb zum Abendbrot, und Marie konnte sich noch in nichts finden. Das Haus dünkte ihr klein und finster, sie verwunderte sich über ihre Tracht, die reinlich und einfach, aber ganz fremd erschien; sie betrachtete den Ring am Finger, dessen Gold wundersam glänzte und einen roth brennenden Stein künstlich einfaßte. Auf die Frage des Vaters antwortete sie, daß der Ring ebenfalls ein Geschenk ihrer Wohlthäter sei.

Sie freüte sich auf die Schlafenszeit, und eilte zur Ruhe. Am andern Morgen fühlte sie sich besonnener, sie hatte ihre Vorstellungen mehr geordnet, und konnte den Leüten aus dem Dorfe, die alle sie zu begrüßen kamen, besser Red und Antwort geben. Andres war schon mit dem Früheſten wieder da, und zeigte sich aüserst geschäftig, erfreüt und dienstfertig. Die Herrschaft lies Marien auf das Schloß fordern, sie mußte hier wieder ihre Geschichte erzählen, die ihr nun schon gelaüfig geworden war; der alte Herr und seine Frau bewun-

derten ihre gute Erziehung, denn sie war bescheiden, ohne verlegen zu sein, sie antwortete höflich und in guten Redensarten auf alle vorgelegten Fragen; die Furcht vor den vornehmen Menschen und ihrer Umgebung hatte sich bei ihr verloren, denn wenn sie diese Säle und Gestalten mit den Wundern und der hohen Schöhnheit mas, die sie bei den Elfen im heimlichen Aufenthalt gesehen hatte, so erschien ihr dieser irdische Glanz nur dunkel, die Gegenwart der Menschen fast geringe.

Es war im Hornung. Die Baüme belaubten sich früher als je, so zeitig hatte sich die Nachtigall noch niemals eingestellt, der Frühling kam schöner in das Land, als ihn sich die ältesten Greise erinnern konnten. Aller Orten thaten sich Bächlein hervor und tränkten die Wiesen und Auen; die Hügel schienen zu wachsen, die Rebengeländer erhuben sich höher, die Obstbaüme blühten wie niemals, und ein schwellender duftender Segen hing schwer in Blütenwolken über der Landschaft. Alles gedieh über Erwarten, kein rauher Tag, kein Sturm beschädigte die Frucht; der Wein quoll erröthend in ungeheüern Trauben, und die Einwohner des Ortes staunten sich an, und waren wie in einem süsen Traum befangen. Das folgende Jahr war eben so, aber man war schon an das Wundersame mehr gewöhnt. Im Herbst gab Marie den dringenden

Bitten des Andres und ihrer Ältern nach: sie ward seine Braut und im Winter mit ihm verheirathet.

Oft dachte sie mit inniger Sehnsucht an ihren Aufenthalt hinter den Tannenbaümen zurükk; sie blieb still und ernst. So schön auch alles war, was sie umgab, so kannte sie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leise Trauer ihr Wesen zu einer sanften Schwermuth stimmte. Schmerzhaft traf es sie, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeünern und Schelmen sprachen, die im finstern Grunde wohnten; oft wollte sie sie vertheidigen, die sie als die Wohlthäter der Gegend kannte, vorzüglich gegen Andres, der eine Lust im eifrigen Schelten zu finden schien, aber sie zwang das Wort jedesmal in ihre Brust zurükk. So verlebte sie das Jahr, und im folgenden ward sie durch eine junge Tochter erfreüt, welche sie Elfriede nannte, indem sie dabei an den Namen der Elfen dachte.

Die jungen Leüte wohnten mit Martin und Brigitte in demselben Hause, welches geraümig genug war, und halfen den Ältern die ausgebreitete Wirthschaft führen. Die kleine Elfriede zeigte bald besondere Fähigkeiten und Anlagen, denn sie lief sehr früh, und konnte alles sprechen, als sie noch kein Jahr alt war; nach einigen Jahren aber war sie so klug und sinnig, und von so wunderbarer Schönheit, daß alle Menschen sie mit Erstaunen betrachteten, und ihre Mutter sich

nicht der Meinung erwehren konnte, sie sehe jenen glänzenden Kindern im Tannengrunde ähnlich. Elfriede hielt sich nicht gern zu andern Kindern, sondern vermied bis zur Ängstlichkeit ihre geraüschvollen Spiele, und war am liebsten allein. Dann zog sie sich in eine Ekke des Gartens zurükk, und las oder arbeitete eifrig am kleinen Nähzeüge; oft sah man sie auch wie tief in sich versunken sizen, oder daß sie in den Gängen heftig auf und nieder ging und mit sich selber sprach. Die beiden Ältern liesen sie gern gewähren, weil sie gesund war und gedieh, nur machten sie die seltsamen verständigen Antworten oder Bemerkungen oft besorgt. So kluge Kinder, sagte die Grosmutter Brigitte vielmals, werden nicht alt, sie sind zu gut für diese Welt, auch ist das Kind über die Natur schön, und wird sich auf Erden nicht zurecht finden können.

Die Kleine hatte die Eigenheit, daß sie sich höchst ungern bedienen lies, alles wollte sie selber machen. Sie war fast die früheste auf im Hause, und wusch sich sorgfältig und kleidete sich selber an; eben so sorgsam war sie am Abend, sie achtete sehr darauf, Kleider und Wäsche selbst einzupakken, und durchaus Niemand, auch die Mutter nicht, über ihre Sachen kommen zu lassen. Die Mutter sah ihr in diesem Eigensinne nach, weil sie sich nichts weiter dabei dachte, aber wie erstaunte sie, als sie sie an einem Feiertage, zu einem

Besuch auf dem Schlosse, mit Gewalt umkleidete, so sehr sich auch die Kleine mit Geschrei und Thränen dagegen wehrte, und auf ihrer Brust an einen Faden hängend, ein Goldstükk von seltsamer Form antraf, welches sie sogleich für eines von jenen erkannte, deren sie so viele in dem unterirdischen Gewölbe gesehn hatte. Die Kleine war sehr erschrokken, und bat so dringend und herzlich, es ihr zu lassen, daß Marie es wieder auf derselben Stelle befestigte und voller Gedanken mit ihr stillschweigend zum Schlosse hinauf ging.

Seitwärts vom Hause der Pachterfamilie lagen einige Wirthschaftsgebaüde zur Aufbewahrung der Früchte und des Feldgeräthes, und hinter diesen befand sich ein Grasplaz mit einer alten Laube die aber kein Mensch jezt besuchte, weil sie nach der neüen Einrichtung der Gebaüde zu entfernt vom Garten war. In dieser Einsamkeit hielt sich Elfriede am liebsten auf, und es fiel Niemanden ein, sie hier zu stören, so daß die Ältern oft in halben Tagen ihrer nicht ansichtig wurden. An einem Nachmittage befand sich die Mutter in den Gebaüden, um aufzuraümen und eine verlorene Sache wieder zu finden, als sie wahrnahm, daß durch eine Rize der Mauer ein Lichtstrahl in das Gemach falle. Es kam ihr der Gedanke, hindurch zu sehn, um ihr Kind zu beobachten, und es fand sich, daß ein lokker gewordener Stein sich von der Seite schie-

ben lies, wodurch sie den Blikk gerade hinein in die Laube gewann. Elfriede sas drinnen auf einem Bänkchen, und neben ihr die wohlbekannte Zerina, und beide Kinder spielten und ergözten sich in holdseliger Eintracht. Die Elfe umarmte das Kind und sagte traurig: Ach, du liebes Wesen, so wie mit dir habe ich schon mit deiner Mutter gespielt, als sie klein war und uns besuchte, aber ihr Menschen wachst zu bald auf und werdet so schnell gros und vernünftig; das ist recht betrübt! bliebest du doch so lange ein Kind, wie ich!

Gern thät ich dir den Gefallen, sagte Elfriede, aber sie meinen ja alle, ich würde bald zu Verstande kommen, und gar nicht mehr spielen, denn ich hätte rechte Anlagen, altklug zu werden. Ach! und dann seh ich dich auch nicht wieder, du liebes Zerinchen! Ja, es geht wie mit den Baumblüten: wie herrlich ist der blühende Apfelbaum mit seinen röthlichen aufgequollenen Knospen! der Baum thut so gros und breit, und jedermann, der drunter weg geht, meint auch, es müsse recht was Besonderes werden; dann kommt die Sonne, die Blüte geht so leütselig auf, und da stekkt schon der böse Kern drunter, der nachher den bunten Puz verdrängt und hinunter wirft; nun kann er sich geängstigt und aufwachsend nicht mehr helfen, er muß im Herbst zur Frucht werden. Wohl ist ein Apfel auch lieb und erfreülich, aber doch nichts gegen die Frühlings-

blüte: so geht es mit uns Menschen auch; ich kann mich nicht darauf freüen, ein groses Mädchen zu werden. Ach, könnt' ich eüch doch nur einmal besuchen!

Seit der König bei uns wohnt, sagte Zerina, ist es ganz unmöglich, aber ich komme ja so oft zu dir, Liebe, und keiner sieht mich, keiner weis es, weder hier noch dort; ungesehn geh ich durch die Luft, oder fliege als Vogel herüber; o wir wollen noch recht viel beisammen sein, so lange du klein bist. Was kann ich dir nur zu Gefallen thun?

Recht lieb sollst du mich haben, sagte Elfriede, so lieb, wie ich dich in meinem Herzen trage; doch laß uns auch einmal wieder eine Rose machen.

Zerina nahm das bekannte Schächtelchen aus dem Gürtel, warf zwei Körner hin, und plözlich stand ein grünender Busch mit zweien hochrothen Rosen vor ihnen, welche sich zu einander neigten. Die Kinder brachen die Rosen lächelnd ab, und das Gebüsch war wieder verschwunden. O müßte es nur nicht wieder so schnell sterben, sagte Elfriede, das rothe Kind. Gib! sagte die kleine Elfe, hauchte dreimal die aufknospende Rose an, und küßte sie dreimal; nun, sprach sie, indem sie die Blume zurükk gab, bleibt sie frisch und blühend bis zum Winter. Ich will sie wie ein Bild von dir aufheben, sagte Elfriede, sie in meinem Kämmerchen wohl bewah-

ren, und sie Morgens und Abends küssen, als wenn du es wärst. Die Sonne geht schon unter, sagte jene, ich muß jezt nach Hause. Sie umarmten sich noch einmal, dann war Zerina verschwunden.

Am Abend nahm Marie ihr Kind mit einem Gefühl von Beängstigung und Ehrfurcht in die Arme; sie lies dem Mädchen nun noch mehr Freiheit, als sonst, und beruhigte oft ihren Gatten, wenn er, um das Kind aufzusuchen, kam, was er seit einiger Zeit wohl that, weil ihm ihre Zurükkgezogenheit nicht gefiel, und er fürchtete, sie könne darüber einfältig, oder gar unklug werden. Die Mutter schlich öfter nach der Spalte der Mauer, und fast immer fand sie die kleine glänzende Elfe neben ihrem Kinde sizen, mit Spielen beschäftigt, oder in ernsthaften Gesprächen. Möchtest du fliegen können? fragte Zerina einmal ihre Freündin. Wie gerne! rief Elfriede aus. Sogleich umfaßte die Fee die Sterbliche, und schwebte mit ihr vom Boden empor, so daß sie zur Höhe der Laube stiegen. Die besorgte Mutter vergas ihre Vorsicht, und lehnte sich erschrekkend mit dem Kopfe hinaus, um ihnen nachzusehn, da erhob aus der Luft Zerina den Finger und drohte lächelnd, lies sich mit dem Kinde wieder nieder, herzte sie, und war verschwundən. Es geschah nachher noch öfter, daß Marie von dem wunderbaren Kinde gesehen wurde, wel-

ches jedesmal mit dem Kopfe schüttelte oder drohte, aber mit freündlicher Gebärde.

Oftmals schon hatte bei vorgefallenem Streite Marie im Eifer zu ihrem Manne gesagt: Du thust den armen Leüten in der Hütte Unrecht! Wenn Andres dann in sie drang, ihm zu erklären, warum sie der Meinung aller Leüte im Dorfe, ja der Herrschaft selber entgegen sei und es besser wissen wolle, brach sie ab, und schwieg verlegen. Heftiger als je ward Andres eines Tages nach Tische und behauptete, das Gesindel müsse als landesverderblich durchaus fortgeschafft werden; da rief sie im Unwillen aus: Schweig, denn sie sind deine und unser aller Wohlthäter! Wohlthäter? fragte Andres erstaunt; die Landstreicher? In ihrem Zorne lies sie sich verleiten, ihm unter dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit die Geschichte ihrer Jugend zu erzählen, und da er bei jedem ihrer Worte unglaübiger wurde und verhöhnend den Kopf schüttelte, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in das Gemach, von wo er zu seinem Erstaunen die leüchtende Elfe mit seinem Kinde in der Laube spielen, und es liebkosen sah. Er wußte kein Wort zu sagen; ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihm, und Zerina erhob den Blikk. Sie wurde plözlich bleich und zitterte heftig, nicht freündlich, sondern mit zorniger Miene machte sie die drohende Gebärde, und sagte

dann zu Elfrieden: Du kannst nichts dafür, geliebtes Herz, aber sie werden niemals klug, so verständig sie sich auch dünken. Sie umarmte die Kleine mit stürmender Eil, und flog dann als Rabe mit heiserem Geschrei über den Garten hinweg, den Tannenbaümen zu.

Am Abend war die Kleine sehr still und küßte weinend die Rose, Marien war ängstlich zu Sinne, Andres sprach wenig. Es wurde Nacht. Plözlich rauschten die Baüme, Vögel flogen mit ängstlichem Geschrei umher, man hörte den Donner rollen, die Erde zitterte und Klagetöne winselten in der Luft. Marie und Andres hatten nicht den Muth aufzustehn; sie hüllten sich in die Dekken und erwarteten mit Furcht und Zittern den Tag. Gegen Morgen ward es ruhiger, und alles war still, als die Sonne mit ihrem heitern Lichte über den Wald hervor drang.

Andres kleidete sich an, und Marie bemerkte, daß der Stein des Ringes an ihrem Finger verblaßt war. Als sie die Thür öffneten, schien ihnen die Sonne klar entgegen, aber die Landschaft umher kannten sie kaum wieder. Die Frische des Waldes war verschwunden, die Hügel hatten sich gesenkt, die Bäche flossen matt mit wenigem Wasser, der Himmel schien grau, und als man den Blikk nach den Tannen hinüber wandte, standen sie nicht finstrer oder trauriger

da, als die übrigen Baüme; die Hütten hinter ihnen hatten nichts Abschrekkendes, und mehrere Einwohner des Dorfes kamen und erzählten von der seltsamen Nacht, und daß sie über den Hof gegangen seien, wo die Zigeüner gewohnt, die wohl fortgegangen sein müßten, weil die Hütten leer stän- den, und im Innern ganz gewöhnlich wie die Wohnungen andrer armen Leüte aussähen; einiges vom Hausrath wäre zurükk geblieben. Elfriede sagte zu ihrer Mutter heimlich: als ich in der Nacht nicht schlafen konnte, und in der Angst bei dem Getümmel von Herzen betete, da öffnete sich plöz- lich meine Thür, und herein trat meine Gespielin, um Ab- schied von mir zu nehmen. Sie hatte eine Reisetasche um, einen Hut auf ihren Kopf, und einen grosen Wanderstab in der Hand. Sie war sehr böse auf dich, weil sie deinetwegen nun die grösten und schmerzhaftesten Strafen aushalten müsse, da sie dich doch immer so geliebt habe; denn alle, so wie sie sagte, verliesen nur sehr ungern diese Gegend.

Marie verbot ihr, davon zu sprechen, und indem kam auch der Fährmann vom Strome herüber, welcher Wunder- dinge erzählte. Mit einbrechender Nacht war ein groser frem- der Mann zu ihm gekommen, welcher ihm bis zu Sonnen- Aufgang die Fähre abgemiethet habe, doch mit dem Beding- niß, daß er sich still zu Hause halten und schlafen, wenig-

stens nicht aus der Thür treten solle. Ich fürchtete mich, fuhr der Alte fort, aber der seltsame Handel lies mich nicht schlafen. Sacht schlich ich mich an's Fenster und schaute nach dem Strome. Grose Wolken trieben unruhig durch den Himmel und die fernen Wälder rauschten bange; es war als wenn meine Hütte bebte und Klagen und Winseln um das Haus schlich. Da sah ich plözlich ein weißströmendes Licht, das breiter und immer breiter wurde, wie viele tausend nieder gefallene Sterne; funkelnd und wogend bewegte es sich von dem finstern Tannengrunde her, zog über das Feld, und verbreitete sich nach dem Flusse hin. Da hörte ich ein Trappeln, ein Klirren, ein Flüstern und Saüseln näher und näher; es ging nach meiner Fähre hin, hinein stiegen alle, grose und kleine leüchtende Gestalten, Männer und Frauen, wie es schien, und Kinder, und der grose fremde Mann fuhr sie alle hinüber; im Strome schwammen neben dem Fahrzeüge viel tausend helle Gebilde, in der Luft flatterten Lichter und weiße Nebel, und alles klagte und jammerte, daß sie so weit, weit reisen müßten, aus der geliebten angewöhnten Gegend fort. Der Ruderschlag und das Wasser rauschten dazwischen, und dann war wieder plözlich eine Stille. Oft sties die Fähre an, und kam zurükk und ward von neüem beladen, auch viele schwere Gefäse nahmen sie mit, die gräß-

liche kleine Gesellen trugen und rollten; ob es Kobolde waren, weis ich nicht. Dann kam im wogenden Glanz ein stattlicher Zug. Ein Greis schien es, auf einem weißen kleinen Rosse, um den sich alles drängte, ich sah aber nur den Kopf des Pferdes, denn es war über und über mit kostbaren glänzenden Dekken verhangen; auf dem Haupt trug der Alte eine Krone, so daß ich dachte, als er hinüber gefahren, die Sonne wolle von dorten aufgehn, und das Morgenroth funkle mir entgegen. So währte es die ganze Nacht; ich schlief endlich in dem Gewirre ein, zum Theil in Freüde, zum Theil in Schauder. Am Morgen war alles ruhig, aber der Fluß ist wie weg'gelaufen, so daß ich Noth haben werde, mein Fahrzeüg fortzubringen.

Noch in demselben Jahre war ein Mißwachs, die Wälder starben ab, die Quellen vertrokkneten, und dieselbe Gegend, die sonst die Freüde jedes Durchreisenden gewesen war, stand im Herbst verödet, nakkt und kahl, und zeigte kaum hie und da noch im Meere von Sand ein Pläzchen, wo Gras mit fahlem Grün empor wuchs. Die Obstbaüme gingen alle aus, die Weinberge verdarben, und der Anblikk der Landschaft war so traurig, daß der Graf im folgenden Jahre mit seiner Familie das Schloß verlies, welches nachher verfiel und zur Ruine wurde.

Elfriede betrachtete Tag und Nacht mit der grösten Sehnsucht ihre Rose und gedachte ihrer Gespielin, und so wie die Blume sich neigte und welkte, so senkte sie auch das Köpfchen, und war schon vor dem Frühlinge verschmachtet. Marie stand oft auf dem Plaze vor der Hütte und beweinte das entschwundene Glükk. Sie verzehrte sich, wie ihr Kind, und folgte ihm in einigen Jahren. Der alte Martin zog mit seinem Schwiegersohne nach der Gegend, in der er sonst gelebt hatte.

47.

Von den Elfen.

(Vulpius u. a.)

Elfen bedeüten eigentlich Flußgeister. In Schweden heißt jeder grose Fluß Elf und unser vaterländische Fluß, die Elbe, hängt wahrscheinlich, seinem Namen nach, damit zusammen. — In der grauen Vorzeit, welche sich die ganze Natur mit Geistern belebt dachte, verstanden die nordgermanischen Völkerstämme unter Elfen zarte, luftige, unsichtbare, menschenähnliche Wesen von meist guter, fröhlicher Gemüthsart, welche um Mitternacht auf den grünen Matten in der Nähe von Bächen und Flüssen ein geheimes vergnügliches Weben und Leben hatten. Noch jezt, wenn ein schwedischer Bauer des Morgens im thauigen Grase Streifen, vorzüglich kreisförmige Streifen sieht, sagt er, da hätten die Elfen getanzt. Wer um Mitternacht, glaubt er, in einen solchen Kreis hineingeräth, dem werden die kleinen lustigen Gesellen und Gesellinnen sichtbar und treiben allerlei nekkende Kurzweil mit ihm. — Auch sizen sie oft in kleinen Steinen, die kreisrund gehöhlet sind und Elfenmühlen heißen. Die Stimme

der Elfen soll leise sein, wie Luftgesaüsel; ihre Gestalt außserordentlich schön. Nach dem altnordischen Glauben spielt ihnen bei ihrem mitternächtlichen Tanze ein Wassergeist auf, der in seiner blauen Tiefe, die Harfe spielend, sizt. Die Schweden nennen ihn Strömkarl und glauben, wenn Kinder ihn zufällig in der Einsamkeit sähen, so gäbe er ihnen helle Kehlen und Lust für das Saitenspiel: denn er lebt in einer ewigen Musik.

gez. u. gest. v. F. ...chmann Nbg.

48.

Harald.

(Von Ludwig Uhland.)

Vor seinem Heergefolge ritt
der kühne Held Harald,
Sie zogen in des Mondes Schein
durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch erkämpfte Fahn,
die hoch im Winde wallt,
sie singen manches Siegeslied,
das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich,
und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
schwingt auf die Rosse sich?

Was kost so sanft und kost so süs?
und hält so lind umfaßt?
und nimmt das Schwert und zieht vom Roß
und läßt nicht Ruh noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schar,
hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all dahin,
sind all im Feenland.

Nur er, der beste, blieb zurükk,
der kühne Held Harald.
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl
in harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrukkt
da liegen Schwert und Schild,
die Rosse, ledig ihrer Herrn,
sie gehn im Walde wild.

In groser Trauer ritt von dann
der stolze Held Harald,
er ritt allein im Mondenschein
wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar,
er springt vom Rosse schnell,
er schnallt vom Haupte sich den Helm
und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
versagt ihm Arm und Bein;
er muß sich sezen auf den Fels,
er nikkt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
schon manche hundert Jahr,
das Haupt gesenket auf die Brust
mit grauem Bart und Haar.

Wann Blize zukken, Donner rollt,
wann Sturm erbraust im Wald,
dann greift er traümend nach dem Schwert,
der alte Held Harald.

49.

Sommerzeit.

(Aus dem Wunderhorn.)

Wir wollen uns erfreüen
der schönen Sommerzeit,
die uns im frohen Maien
Herz und Geblüt erneüt.
Die Lerchen auf sich schwingen
mit ihrem hellen Schall,
lieblich die Vögel singen,
voraus die Nachtigall.

Der Gugukk mit seinem Schreien
macht fröhlich jedermann.
Des Abends fröhlich reihen
die Mägdlein wohlgethan,
spazieren zu dem Bronnen,
bekränzen ihn mit Freüd.
Es schwimmt all Welt in Wonnen,
und reiset fern und weit.

Es grünet im Gewälde,
die Blumen blühen frei,
die Röslein auf dem Felde,
von Farben mancherlei.
Ein Blümlein steht im Garten,
das heist: Vergiß nicht mein!
das edle Kraut zu warten,
soll meine Freüde sein.

50.

Der Geburtstag.

(Nach St. Schüze.)

„Was machen die Kinder? sie weinen doch nicht?“ —
Sie wachen und lachen, sie spielen und machen
einander ein freündlich bedeütsam Gesicht.

„Was machen die Lämmer? sie darben doch nicht?“ —
Sie grasen auf Rasen. — „Die Schäfer?“ — Sie blasen,
und keiner versaümt und verträumet die Pflicht.

„Was machet denn Väterchen? — weis er's doch nicht?“ —
Er bindet und windet, wo's nöthig sich findet,
im Garten die jungen Reben an's Licht.

„Und wissen's die Nachbarn? sie weilen doch nicht?“ —
Sie nikken und schikken viel Grüse mit Blikken,
so hold nur immer ein Freündlicher spricht.

„Und nun auf den Abend — es fehlet doch nicht?“ —
Es gehen und drehen mit Hasen und Rehen
die Spies, und es wartet manch herrlich Gericht.

„Gut alles! so rufe mit frohem Gesicht
bei Seite die Leüte: Geburtstag ist heüte!
und Väterchen weis dann nicht, wie ihm geschicht!“

51.

Die Bienen.

(Von Georg Phil. Harsdörffer durch Fr. Haug.)

Ein Liedlein will ich singen
von Honigvögelein,
die hin und her sich schwingen
durch bunte Blumenreihn,
vom Völklein in dem Grünen,
des Zeitlers Nuz und Freüd;
ich singe von den Bienen,
dem Bild der Christenheit.

Der Winter hält gefangen
die Jungfrau-Innung zart,
bis Frost und Schnee vergangen,
bis Land sich offenbart,

und wenn die Weste stimmen
nach linder Frühlingsart,
so machen sich die Immen
auf ihre Blumenfahrt.

Statt Trommeln gilt ihr Summen;
der Stachel ist ihr Schwert.
Ihr Hummen und ihr Brummen
hat niemand noch gefährd't.
Sie nehmen sonder Morden
der schönsten Blumen Raub,
und ihre Beüt ist worden
der Blum' und Blüten Staub.

Wie sie die Wachsburg bauen
von güldnem Pergament
kann niemand je beschauen.
Nicht können Künstlers Händ'
so viel Bewundrung wekken.
Die Zimmer all sind gleich,
gesondert, mit sechs Ekken, —
das Honigkönigreich.

Man sieht sie friedlich leben
ohn Eigennuz und Streit,
in stäter Mühe schweben
zur Lenz und Winterzeit.
Sie pflegen einzutragen
der Blumen Saft und Thau,
und führen, voll Behagen,
gesammt den Zukkerbau.

52.

Die Tollkirsche.

(Von Krummacher.)

Ein Vater wandelte mit seinen beiden Kindern, einem Knaben und einem Mägdlein, auf den Hügeln, und die Kinder ergözten sich, Erdberen zu suchen, die reichlich am Wege und in den Gründen wuchsen. Plözlich vernahm der Vater ein lautes Freüdengeschrei der Kinder, und es wunderte ihn, was sie gefunden haben möchten. Er trat hinzu und sah, wie jedes Kind eine schöne Frucht, gleich einer Kirsche,

in den Händen trug, und sie beschauete, um sie zu essen. Aber der Vater nahm ihnen die Kirschen, warf sie auf die Erde und zertrat sie vor ihren Augen. Darauf riß er die Pflanze aus der Erde und zertrat sie sammt den Kirschen, die daran sasen. Da murreten die beiden Kinder und sahen den Vater an mit Unmuth. Der Vater aber schwieg und ging weiter. Endlich fragten die Kinder und sprachen: Wie vermochtest du, lieber Vater, also die schöne Frucht und uns die Freüde zu verderben? warum thatest du das?

Kinder, antwortete der Vater, hättet ihr diese Frucht gegessen, so wär es eüer beider Tod gewesen. „Es war eine Tollkirsche, eine tödtliche Giftpflanze.“ Da sahen die Kinder beschämt vor sich nieder, und dankten dem Vater und sprachen: Lieber Vater, warum sagtest du uns dieses nicht? Wir hätten dich dann nicht betrübt durch unser thörichtes Murren.

Der Vater aber antwortete: Eben eüer Unmuth und Murren hat mich daran gehindert. Hatte ich eüch denn gewehrt, die süsen und heilsamen Erdbeeren zu pflükken? Jezt wisset ihr, welche Freüden ich eüch verbiete.

53.

Der Krämer und die Maus.

(Grimm, nach Wenzel.)

Vor langen Jahren ging ein armer Krämer durch den Böhmerwald gen Reichenau. Er war müd geworden und sezte sich, ein Stükkchen Brot zu verzehren, das einzige, was er für den Hunger hatte. Während er aß, sah er zu seinen Füssen ein Maüschen herumkriechen, das sich endlich vor ihn hinsezte und aufschaute, als erwartete es etwas. Gutmüthig warf er ihm einige Bröklein von seinem Brot hin, so noth es ihm selber that. Als das Maüslein sie weggenagt hatte, gab er ihm wieder, so lange er noch etwas hatte, so daß sie ordentlich zusammen Mahlzeit hielten. Nun stand der Krämer auf, einen Trunk Wasser an einer nahen Quelle zu thun. Als er wieder zurükkam, siehe, da lag ein Goldstükk auf der Erde, und eben kam die Maus mit einem zweiten, legte es dabei, und lief fort, wieder eins zu holen. Der Krämer ging nach und sah, wie sie in ein Loch lief und daraus das Gold herorbrachte. Da nahm er seinen Stokk, öffnete den Boden und fand einen grosen Schaz von alten Goldstükken.

Er hob ihn heraus und sah sich dann nach dem Maüslein um, aber das war fort. Nun trug er voll Freüde das Gold nach Reichenau, theilte es halb unter die Armen und lies von der andern Hälfte eine Kirche daselbst bauen. Diese Geschichte ward zum Andenken in Stein gehauen und ist noch am heütigen Tage in der Dreieinigkeitskirche zu Reichenau in Böhmen zu sehen.

54.

Der Jettenbühel.

(Gbr. Grimm.)

Der Hügel bei Heidelberg, auf dem jezt das Schloß stehet, wurde sonst der Jettenhügel genannt. Dort wohnte vor Zeiten ein altes Weib, namens Jetta, in einer Kapelle, von der man noch Überreste gesehen, als der Pfalzgraf Friedrich Kurfürst geworden war und ein schönes Schloß (1544) baute, das der neüe Hof hies. Diese Jetta war wegen ihres Wahrsagens sehr berühmt, kam aber selten aus ihrer Kapelle, und gab denen, die sie befragten, die Antwort zum

Fenster heraus, ohne daß sie sich sehen lies. Unter andern verkündigte sie, wie sie es in seltsamen Versen vorbrachte, es wäre über ihren Hügel beschlossen, daß er in künftigen Zeiten von königlichen Männern, welche sie mit Namen nannte, sollte bewohnt, beehrt und geziert und das Thal unter demselben mit vielem Volk besezt werden. — Als Jetta einst an einem schönen Tag nach dem Brunnen ging, der sehr lustig am Fuß des Geisbergs, am Dorf Schlürbach, eine halbe Stunde von Heidelberg liegt und trinken wollte, wurde sie von einem Wolf, der Junge hatte, zerrissen. Daher er noch jezt der Wolfsbrunnen heist. Nah dabei ist unter der Erde ein gewölbter Gang, der von dem Volk das Heidenloch genannt wird.

55.

Sommervogel.

(Von F. G. Wetzel.)

Ein Knösplein war ich still und klein
und lag am feüchten Grund,
ich wußte nicht, wo aus noch ein,
verschlossen war mein Mund.

Da kam ein süser Liebesblikk
und wekkt mich wunderbar,
und auf den Baum steig ich zurükk,
dem ich entfallen war.

Ich saug an seinem Saft mich satt,
bis Blatt und Blüte dorrt,
und ringle so von Blatt zu Blatt
in bunter Hülle fort.

Und als die Frucht vom Baume fiel,
die Luft schon kühler blies,
da lagr ich mich auf seidnem Pfühl
und schlafe tief und süs.

Und sieh, der Baum, o Wunder! that
sich auf als eine Thür,
und eine schöne Frau die trat
in vollem Glanz herfür.

Und kennst mich nicht mehr, liebes Kind?
bin ja die Mutter dein,
in meinem Schos für Schnee und Wind
wärmt ich und sang dich ein.

Da bring ich auch zum neüen Jahr
was Schönes mit für dich,
schau hie ein golden Flügelpaar!
Nun komm und küsse mich.

Ich wußte nicht, wie mir geschah,
so wie die Frau da sprach,
und an dem Kusse, siehe da!
ich werde plözlich wach,

und fand mich flattern in der Luft
hoch auf im Sonnenstral,
und athme Licht und Rosenduft
und unten blüht das Thal.

Ach aber alte Liebe zieht
und treibt mich weit und breit,
wie schön im Thal die Rose blüht
und ihren Kelch mir beüt.

Und sollt ich drüber untergehn —
den alten Wunderbaum,
ihn muß, sie muß ich wiedersehn
die schöne Frau im Traum!

56.

Vom Wasser und vom Wein.

(Aus dem Wunderhorn.)

Ich weis mir ein Liedlein, hübsch und fein,
wohl von dem Wasser, wohl von dem Wein;
der Wein kann's Wasser nicht leiden,
sie wollen wohl alleweg streiten.

Da sprach der Wein: Bin ich so fein,
man führt mich in alle die Länder hinein,
man führt mich vor's Gastwirths Keller
und trinkt mich für Muskateller.

Da sprach das Wasser: Bin ich so fein,
ich lauf in alle die Länder hinein,
ich laufe dem Müller um's Hause
und treibe das Rädlein mit Brause.

Da sprach der Wein: Bin ich so fein,
man schenkt mich in Gläser und Becherlein
und trinkt mich für süs und für sauer,
der Herr als gleich, wie der Bauer.

Da sprach das Wasser: Bin ich so fein,
man trägt mich in die Küche hinein,
man braucht mich die ganze Wochen,
zum Waschen, zum Bakken, zum Kochen.

Da sprach der Wein: Bin ich so fein,
man trägt mich in die Schlacht hinein,
zu Königen und auch Fürsten,
daß sie nicht mögen verdürsten.

Da sprach das Wasser: Bin ich so fein,
man braucht mich in den Badstüblein,
darin wohl manche Jungfraue
sich badet kühl und auch laue.

Da sprach der Wein: Bin ich so fein,
Bürgermeister und Rath insgemein
den Hut vor mir abnehmen
im Rathskeller zu Bremen.

Da sprach das Wasser: Bin ich so fein,
man giest mich in die Flamme hinein,
mit Spriz und Eimer man rennet,
daß Schloß und Haus nicht verbrennet.

Da sprach der Wein: Bin ich so fein,
ich spring aus Marmorbrünnelein,
wenn sie den Kaiser krönen
zu Frankfurt wohl auf dem Römer.

Da sprach das Wasser: Bin ich so fein,
es gehen die Schiffe, gros und klein,
Sonn, Mond auf meiner Strassen,
die Erd thu ich umfassen.

Da sprach der Wein: Bin ich so fein,
man trägt mich in die Kirch hinein,
braucht mich zum heilgen Sakramente
dem Menschen vor seinem Ende.

Da sprach das Wasser: Bin ich so fein,
man trägt mich in die Kirch hinein,
braucht mich zur heilgen Taufen,
darf mich um's Geld nicht kaufen.

Da sprach der Wein: Bin ich so fein,
man pflanzt mich in die Gärten hinein,
da laß ich mich hakken und hauen
von Männern und schönen Jungfrauen.

Da sprach das Wasser: Bin ich so fein,
ich laufe dir über die Wurzel hinein,
wär ich nicht an dich geronnen,
du hättst nicht können kommen.

Da sprach der Wein: Und du hast Recht,
du bist der Meister, ich bin der Knecht,
das Recht will ich dir lassen,
geh du nur deiner Strassen.

Das Wasser sprach noch: Hättst du mich nicht erkannt,
du wärest sogleich an der Sonne verbrannt! —
Sie wollten noch länger da streiten,
da mischte der Gastwirth die beiden.

57.

Von Nixen.

(Dobeneck; Grimm.)

Die Wassergeister gehören in den alten Glauben aller Völker. Des Wassers einförmige Fläche, das Unergründliche und Verdekkte seiner Tiefe mußte den noch ungebildeten Ufer-

bewohner düster genug ergreifen. Die Sprache der Wellen, das Flüstern und Murmeln der Waldbäche in ihrer menschenleeren Einsamkeit, und am Meerufer das Brausen des Sturmes und das Herauffahren fremdgestalteter graülicher Seethiere aus dem Abgrund mußte der ungebundenen Fantasie reichen Stoff zu Geistern geben. Die Allemannen hielten sonst auser den Baümen, Hügeln und Wäldern auch die Wasser der Flüsse heilig und brachten ihnen zur Bezeügung der Andacht Opfer. Sie nannten den Wassergeist Nihs und Nutke d. h. Hinterlist, weil dem Wasser nicht zu trauen ist, und der Name Nixen spielt eine bedeütende Rolle im uralten Volksglauben. Nach diesem gibt es männliche und weibliche Nixen; sie gehen oft unter die Menschen und sind an nichts zu erkennen, als daran, daß immer der Saum unten an den Kleidern naß zu sein pflegt. Sie haben in den Höhlen der Flüsse ihre Wohnung und schwimmen bald als goldene Ringe, bald als Becher auf dem Wasser und lokken die am Fluß wandelnden oder die in demselben badenden Menschen in das Wasser.

Bei Leipzig, wo die Elster in die Pleisse fällt, pflegt im Sommer das junge Volk zu baden; aber das Wasser hat da einen betrüglichen Lauf, zuweilen Untiefen, zuweilen Sandbänke. Davon, wie von andern Flüssen, ist die gemeine

Sage, daß es alle Jahr einen Menschen haben müsse, wie denn auch fast jeden Sommer ein Mensch darin ertrinkt, und wird davon geglaubt, daß die Wassernixe einen hinunterziehe. Kindern, die baden wollen und am Ufer stehen, rufen in Hessen die Ältern warnend zu: „der Nöken möchte dich hinunterziehen!" Folgenden Kinderreim hat man:

Nix in der Grube, du bist ein böser Bube!
Wasch dir deine Beinchen mit rothen Ziegelsteinchen.

Nicht weit von Kirchhain in Hessen liegt ein sehr tiefer See, welcher der Nixenbronn heist. Da sollen oftmals die Nixen erscheinen und am Gestade sich ersonnen. Die Mühle daran heist gleichfalls die Nixenmühle. Zu Magdeburg an einer Stelle der Elbe lies sich oft die Nixe sehen, zog die überschwimmenden Leüte hinab und ersaüfte sie. Kurz vor der Verstörung der Stadt durch Tilly schwamm ein hurtiger Schwimmer um ein Stükk Geld hinüber; als er aber herüber wollte und an den Ort gerieth wurde er festgehalten und hinuntergerissen. — Zuweilen soll sich das Wasserwunder am hellen Tage und bei scheinender Sonne zeigen, sich ans Ufer sezen oder auf die Äste anstehender Baüme, und seine langen goldgelben Hare kämmen. Wenn aber die Leüte nahen, hüpft es in's Wasser. Einmal, weil das Brunnenwasser hart zu kochen ist, das Elbwasser aber weit und mühselig in die Stadt

getragen werden muß, wollte die Bürgerschaft eine Wasserleitung bauen lassen. Man fing an, grose Pfähle in den Fluß zu schlagen, konnte aber bald nicht weiter vorrükken: denn man sah einen Nix in der Flut stehen, der mit Macht alle eingesezte Pfähle ausriß und zerstreüte, so daß man den vorgenommenen Bau wieder einstellen mußte.

Bei dem Dorfe Dönges in Hessen liegt der Dönges- oder Haut-See, der an einem gewissen Tage im Jahre ganz roth wird. Davon gibt es folgende Sage. Einmal war in dem Dorfe Kirmeß und dazu kamen auch zwei fremde, unbekannte Jungfrauen und tanzten mit den Bauernburschen. Als es aber Nachts Zwölfe schlug, waren sie verschwunden. Indeß waren sie am andern Tage wieder da. Da nahm ein Bursche einer dieser Jungfrauen während des Tanzes die Handschuhe weg. Und als nun die Mitternacht heranahete, wollten sie fort und die eine suchte ihre Handschuhe in allen Ekken. Da sie solche nirgends finden konnte, ward sie ängstlich, und als es zwölf Uhr schlug, liefen sie beide in gröster Angst fort, gerade nach dem See, und stürzten sich hinein. Am andern Tag war der See blutroth und wird es an selbigem

bigem noch jedesmal im Jahr. An den zurükkgebliebenen Handschuhen waren oben kleine Krönchen zu sehen.

Unweit Leipzig will man ein Nixweiblein oft auf der Strasse gesehen haben. Es ist unter andern Bauersweibern auf den Wochenmarkt mit einem Tragkorbe gegangen, Lebensmittel einzukaufen. Eben so ging es auch wieder zurükk, redete aber mit Niemanden ein einziges Wort, grüßte und dankte auch keinem auf der Strasse; aber, wo es etwas einkaufte, wußte es so genau, wie andere Weiber, zu dingen und zu handeln. Einmal gingen ihr zweie auf dem Fusse nach und sahen, wie sie an einem kleinen Wasser ihren Tragkorb niedersezte, der im Augenblikk mit dem Weiblein verschwunden war. In der Kleidung war zwischen ihr und andern kein Unterschied, auser daß ihre Kleider unten zwei Hände breit naß waren. — Ähnliches sagt man von der Elbjungfer und dem Saalweiblein.

Zwei Mühlknappen gingen an einem Fluß; als der eine von ungefähr über's Wasser sah, erblikkte er eine Nixe dar-

auf sizend und ihre Hare kämmend. Er faßt seine Büchse und legt an, sie zu schiesen; aber die Nixe springt in den Fluß, winkt mit den Fingern und verschwindet darauf. Das alles war so geschwind und unvermerkt vorgegangen, daß der andere Knappe, der vorangewandert, nichts davon gesehen und erfahren, bis es ihm sein Gefährte erzählte. Drauf hat es sich begeben, daß dieser Gefährte am dritten Tage darauf ertrank, wie er sich hat baden wollen.

Auf der Burg Schwarzach in der Pfalz lebte vor Zeiten ein Ritter, dessen Töchterlein, als sie am See auf der Wiese spielte, in den See gezogen wurde. Der Vater ging tagtäglich an's Ufer und klagte. Einmal glaubte er eine Stimme aus dem Wasser zu vernehmen und er rief laut: „Gib mir ein Zeichen, mein Töchterlein!“ Da schlug ein Glökklein an. Fortan hörte er es jeden Tag schellen. Einmal laütete es heller und der Ritter vernahm die Worte: „Ich lebe, mein Vater, bin aber an die Wasserwelt gebannt; lang hab ich mich gewehrt, aber der erste Trunk hat mich um die Freiheit gebracht: hüte dich vor diesem Trunk!“ Der Vater blieb traurig stehen; da traten aus dem Wasser zwei Knaben

zu ihm, und reichten ihm aus einem gülDenen Becher zu trinken. Er kostete kaum, so stürzte er in den See und sank unter.

Zu Epfenbach bei Sinzheim traten seit der Leüte Gedenken jeden Abend drei wunderschöne, weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnstube des Dorfes. Sie brachten immer neüe Lieder und Weisen mit, und wußten hübsche Mährchen und Spiele; auch ihre Rokken und Spindeln hatten etwas eigenes, und keine Spinnerin konnte so fein und behänd den Faden drehen. Aber mit dem Schlag elf standen sie auf, pakkten ihre Rokken zusammen und liesen sich durch keine Bitte einen Augenblikk länger halten. Man wußte nicht, woher sie kamen, noch wohin sie gingen; man nannte sie nur: die Jungfern aus dem See oder die Schwestern aus dem See. Die Bursche konnten nicht satt werden, sie zu hören, zu allermeist aber des Schulmeisters Sohn, dem nichts leider that, als daß sie alle Abend so früh aufbrachen. Da verfiel er einmal auf den Gedanken und stellte die Dorfuhr eine Stunde zurükk, und Abends im stäten Gespräch und Scherz merkte kein Mensch den Verzug der Stunde. Und als die Glokke elf schlug, es aber eigentlich schon zwölf war, standen die

drei Jungfern auf, legten die Rokken zusammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leüte am See vorbei; da hörten sie wimmern und sahen drei rothe Stellen oben auf der Fläche. Seit der Zeit kamen die Schwestern nimmermehr zur Stube und des Schulmeisters Sohn zehrte nach und nach ab.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See auf einem hohen Berg; der heist der Mummelsee und ist unergründlich. Darauf sah einst ein vorübergehender Schüz ein Männlein sizen, den Schos voll Geld und damit spielend. Als er auf es Feüer geben wollte, hat es sich untergetaucht und gerufen: „Wenn du mich gebeten hättest, so hätte ich dich leicht reich gemacht, so aber mußt du in Armuth leben!“ — Eines Males ist ein Männlein am späten Abend zu einem Bauern auf dessen Hof gekommen und hat um Nachtherberge gebeten. Der Bauer bot ihm, weil er keine Betten hatte, die Stubenbank oder den Heüschober an: allein es bat sich aus, in der Hanfräper zu schlafen. „Meinethalben hat der Bauer geantwortet; wenn dir damit gedient ist, magst du wohl gar im Weiher oder Brunnentrog schlafen!“ Auf diese Verwilligung hat es sich gleich zwischen die

Binsen und das Wasser eingegraben, sich darin, als ob es Heü wäre, zu wärmen. Frühmorgens ist es herausgekommen ganz mit trokkenen Kleidern, und als der Bauer sein Erstaunen über den wundersamen Gast bezeiget, hat es erwiedert: ja, es könnte wohl sein, daß seines Gleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von solchen Reden ist es mit dem Bauer so weit ins Gespräch gekommen, daß es demselben vertraute, es sei ein Wassermännlein, welches sein Gemahel verloren und in dem Mummelsee suchen wolle; — und es bat den Bauer, ihm den Weg zu zeigen. Unterweges erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es schon in vielen Seen sein Weib gesucht und nicht gefunden habe, und wie es in solchen Seen beschaffen sei. Als sie zum Mummelsee gekommen, hat es sich untergelassen, doch zuvor den Bauer so lange zu verweilen gebeten, bis es wieder käme, oder bis es ihm ein Wahrzeichen senden werde. Wie er nun ungefähr ein paar Stunden bei dem See gewartet, so ist der Stekken, den das Männlein gehabt, mitten im See durch das Wasser heraufgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft gesprungen, wovon der Bauer abnahm, daß es das verheisene Wahrzeichen gewesen.

58.

Frau Holle.

(Gebr. Grimm.)

Auf dem hessischen Gebirg Meissner liegt an der Ekke einer Morwiese ein kleiner Teich, der Frau-Hollenteich genannt, weil drin die Frau Holle hausen soll, von der sich das Volk vielerlei zu erzählen weiß. Leüte, die zu ihr hinabsteigen, macht sie gesund. Blumen, Obst, Kuchen, das sie unten im Teiche hat, und was in ihrem unvergleichlichen Garten wächst, theilt sie denen aus, die ihr begegnen und gefallen. Sie ist sehr odentlich und hält auf guten Haushalt. Wann es bei den Menschen schneit, klopft sie ihre Betten aus, davon die Flokken in die Luft fliegen. Faule Spinnerinnen straft sie, indem sie ihnen das Garn verwirrt oder den Flachs anzündet; Jungfrauen hingegen, die fleisig abspinnen schenkt sie Spindeln und spinnt selber für sie über Nacht, daß die Spulen des Morgens voll sind. Faulenzerinnen wirft sie aus dem Bette oder trägt sie aus dem Bette auf's Steinpflaster; fleisige, die schon frühmorgens Wasser zur Küche tragen in rein gescheüerten Eimern, finden Silbergroschen darin.

In der Weihnacht fängt Frau Holle an, herumzuziehen, da legen die Mägde ihren Spinnrokken auf's neüe an, winden viel Werk oder Flachs darum, und lassen ihn über Nacht stehen. Sieht das nun Frau Holle, so freüt sie sich und sagt: „So manches Har, so manches gute Jahr!“ Diesen Umgang hält sie bis zum grosen Neüjahr d. h. den heil. Dreikönigstag, wo sie wieder umkehren muß nach ihrem Horselberg; trifft sie dann unterwegen Flachs auf dem Rokken, zürnt sie und spricht! „So manches Har, so manches böse Jahr!“ Daher reißen Feierabends vorher alle Mägde sorgfältig von ihrem Rokken ab, was sie nicht abgesponnen haben, damit nichts dran bleibe und ihnen übel ausschlage. Noch besser aber ist es, wenn es ihnen gelingt, alles angelegte Werk vorher im Abspinnen herunter zu bringen. — Gern zieht sie die Kinder in ihren Teich oder Brunnen, belohnt die Guten oder bestraft die Bösen. Bald zeigt sie sich als eine schöne reiche Frau in oder auf der Mitte des Teichs, bald ist sie unsichtbar und man hört blos aus der Tiefe ein Glokkengelaüte oder finsteres Rauschen.

59.

Die Mädchen bei der Frau Holle.

(Gebr. Grimm.)

Eine Wittwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleisig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun und war recht der Aschenputtel im Haus. Einmal war das Mädchen hingegangen, Wasser zu holen, und wie es sich bükkte den Eimer aus dem Brunnen zu ziehen, bükkte es sich zu tief und fiel hinein. Und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, da schien die Sonne und blühten viel tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Bakkofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach! zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebakken!“ Da trat es fleisig herzu und holte alles heraus. Darnach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach! schüttel mich! schüttel mich! wir Äpfel sind alle miteinander reif!“ Da schüttelt' es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regne-

ten sie, solang bis keiner mehr oben war, darnach ging es wieder fort. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus gukkte eine alte Frau, weil sie aber so grose Zähne hatte, ward ihm Angst und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Fürcht dich nicht, liebes Kind, bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Haus ordentlich thun willst, so soll dir's gut gehn: nur mußt du recht darauf Acht geben, daß du mein Bett gut machst, und es fleisig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle. Weil die Alte so gut sprach, willigte das Mädchen ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig in seinem Herzen und ob es hier gleich viel tausendmal besser war, als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin; endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier geht, so kann ich doch nicht länger bleiben.“ Die Frau Holle sagte: „Du hast Recht und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen. „Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein

groses Thor. Das ward aufgethan und wie das Mädchen darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedekkt war. „Das sollst du haben, weil du so fleisig gewesen bist,“ sprach die Frau Holle. Darauf ward das Thor verschlossen und es war oben auf der Welt, da ging es heim zu seiner Mutter und weil es so mit Gold bedekkt ankam, ward es gut aufgenommen.

Als die Mutter hörte, wie es zu dem Reichthum gekommen, wollte sie der andern schönen und faulen Tochter gern dasselbe Glükk verschaffen, und sie mußte sich auch in den Brunnen stürzen. Sie erwachte, wie die andere auf der schönen Wiese und ging auf demselben Pfad weiter. Als sie zu dem Bakkofen gelangte, schrie das Brod wieder: „Ach! zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebakken!“ Die Faule aber antwortete: „da hätt' ich Lust, mich schmuzig zu machen!“ und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach! schüttel mich! schüttel mich! wir Äpfel sind alle miteinander reif!“ Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnt mir einer auf den Kopf fallen!“ ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren grosen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte

sich gleich zu ihr. Am ersten Tag that sie sich Gewalt an und war fleisig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte; denn sie gedachte an das viele Gold, daß sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie Morgens gar nicht aufstehen, sie machte auch der Frau Holle das Bett schlecht und schüttelte es nicht recht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müd und sagte der Faulen den Dienst auf. Die war es wohl zufrieden und meinte nun werde der Goldregen kommen, die Frau Holle führte sie auch hin zu dem Thor, als sie aber darunter stand, ward statt des Golds ein groser Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste!" sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim, ganz mit Pech bedekkt, und das hat ihr Lebtag nicht wieder abgehen wollen.

60.

Die Spinnerin.

(Gebr. Grimm.)

Dicht bei Wien, wenn man die Vorstadt = Landstrasse hinausgeht, stehet ein steinernes, gut gearbeitetes Heiligenbild, unbedenklich über zwei Jahrhunderte alt. Davon geht die Sage: eine arme Frau habe zu Ehren Gottes dieses Heilthum wollen aufrichten lassen und also so lang gesponnen, bis sie für ihren Verdienst nach und nach das zum Bau nöthige Geld zusammengebracht.

61.

Spinnerlied.

(Aus dem Wunderhorn.)

Spinn, Mägdlein, spinn!
so wachsen dir die Sinn,
wachsen dir die gelben Har',
kommen dir die klugen Jahr!

Ehr, Mägdlein, ehr
die alte Spinnkunst sehr;
Adam hakkt und Eva spann,
zeigen uns die rechte Bahn.

Sing, Mägdlein, sing,
und sei fein guter Ding;
fang dein Spinnen lustig an,
mach ein gutes End daran.

Lern, Mägdlein, lern,
so hast du Glükk und Stern;
lerne bei dem Spinnen fort
Gottesfurcht und Gotteswort.

Lob, Mägdlein, lob,
dem Schöpfer halte Prob;
daß dir Glaub und Hoffnung wachs,
wie dein Garn und wie dein Flachs.

Dank, Mägdlein dank,
dem Herrn, daß du nicht krank,
daß du kannst fein oft und viel
treiben dieses Rokkenspiel.

62.

Das Weberlied.

(Aus dem Wunderhorn.)

Frühmorgens, wenn der Tag bricht an,
hört man uns schon mit Freüden
ein schönes Liedlein stimmen an
und wakker drauf arbeiten.
Die Spule, die ist unser Pflug,
das Schifflein ist das Pferd,
und damit machen wir gar klug,
das schönste Werk auf Erden.

Gar manche Jungfrau freündlich spricht:
„Mach mir gut Tuch zu Betten,
das Garn ist auch schon zugericht't
zu Tischtuch und Servietten.
Webt mir die schönsten Bilder drein,
macht mir darin kein Neste,
schön Dank, den sollt ihr haben fein,
macht mir's auf's allerbeste!“

Und wenn ein Kriegsheld zieht in's Feld
mit seinen Wehr und Waffen,
so schlägt er auf ein Weihnachtzelt,
darunter thut er schlafen.
Die schönste Arbeit weben wir
von Seiden, Flachs und Wolle,
dem Fähnrich weben wir's Panier,
daß er's erhalten solle.

Und ist die Leinwand nichts mehr werth
und ist die Fahn verloren,
so kommt sie erst in rechten Werth: —
Papier rauscht vor den Ohren.
Man drukkt darauf das Gotteswort
und schreibt darauf mit Tinten.
Des Webers Werk wirkt immer fort,
kein Mensch kann es ergründen.

63.

Die drei Blümlein.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Es wächst ein Blümlein Bescheidenheit,
der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid.
Wer solches Blümlein sich frisch erhält,
dem blühet golden die ganze Welt.

Auch wird ein zweites, das Demuth heist,
als Schmukk der Mägdelein hoch gepreist;
die Englein, singend an Gottes Thron,
es tragen als Demant in güldner Kron.

Ein drittes Blümlein, wo diese zwei
nur stehen immer, ist dicht dabei,
heist Unschuld, siehet gar freündlich aus;
das schönste Blümlein im Frühlingsstraus.

So pflege, Mägdlein, der Blümlein drei
mit frommer Sorge und stiller Treü.
Denn wer sie wahret, wird nimmer alt,
er trägt die himmlische Wohlgestalt.

64.
Das Kindlein im weißen Kleidchen.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Es saß ein Kindlein im weißen Kleid,
ein Kränzlein trug es der Herrlichkeit,
von Rosen und Lilien schön gewunden:
solche Blumen sind nicht auf Erden erfunden;
auch war das Kindlein schön und süs,
als käm es aus dem Paradies.

Und wer das liebliche Kindlein sah,
dem wunderbarliche Lust geschah,
als wär er zum Himmel schon hoch erhoben
und hörte Gott Vater von Engeln loben
und säh die Stern im Jubelring
laut preisen den Schöpfer aller Ding.

Wohin das liebliche Kindlein kam,
alle Zwietracht plözlichen Abschied nahm
und Liebe und Friede und stille Freüde,
als wär es schon Himmel, erfreüt die Leüte.
Das Kindlein lieb, das dies gethan,
gleich Gottes Engel all' empfahn.

Das Kind auf Erden die Unschuld heist,
im Himmel auch ist es hoch gepreist
vor heiligen Mächten und hohen Thronen,
die rings um den Höchsten im Lichte wohnen,
steht Gott zunächst zur rechten Hand
und wird sein Liebling dort genannt.

Denn alles Schöne geworden ist
durch Kindereinfalt zu jeder Frist,
die Sonnen und Monden und helle Sterne,
die leüchten und winken aus weiter Ferne,
der Blumenkeim, das Menschenherz:
drum will es alles himmelwärts.

Dies Kindlein hab ich gekonterfeit
mit seinem Kränzlein und weißen Kleid,
daß Glaube und Sehnsucht der ewigen Liebe
eüch brünstig zum Himmel der Freüden hübe.
Denn wer das Kindlein zu sich hält,
dem ist das Herz gar wohl bestellt.

Besonders Kindelein, fromm und zart,
und holden Mägdlein von stiller Art,
auch als hellen Spiegel den reinen Frauen

ich habe das Bildlein gestellt zu schauen,
daß drein sie spat und frühe sehn
und werden gleich der Unschuld schön.

65.

Die Pfautaube.

(Nach Weisse.)

Unter den Tauben, die von einem Mädchen in einem Schlage gepflegt wurden, war auch eine prächtige Pfautaube, die gar schön aussah, aber auch ganz stolz war, und besonders sehr eitel auf das schöne Rad, das sie mit ihrem Schweife machte. Von ungefähr ward sie mit einer Feldtaube bekannt, die bisweilen auf ihren Schlag kam und von ihrem überflüssigen Futter fraß. Diese sagte einmal zu ihr: „Schade um dich, daß du hier so einsam und ungekannt für dich leben mußt! Wenn du mit mir flögest in die Welt, da würde dir es besser gefallen, und jedermann würde dich bewundern!“ Die eitle Taube glaubte und flog einstens vor

Tage, als noch die ganze Wirthschaft schlief, mit der Feldtaube fort. Kaum waren sie aber eine kleine Strekke fortgezogen, da klagte die Pfautaube, des langen Fluges ungewohnt, schon über Müdigkeit und Hunger, und als sie über einen Hof wegflogen, wo man eben den Hühnern Futter vorwarf, lies sie sich darein nieder, ungeachtet ihr Reisegefährte sie davon abgemahnt hatte. Sie glaubte, die Hühner würden ihr nun alle Ehre erweisen und in Erstaunen über ihre Gestalt gerathen. Aber kaum hatte sie in dem Hofe festen Fuß gefaßt, so liefen alle Hühner auf den fremden Gast zu, pikkten sie, hakkten sie, rupften ihr die Federn aus und jagten sie mit einem grosen Geschrei fort. Sie erhob sich nun fliehend in die Luft und klagte diese Noth ihrer Gefährtin. Diese vertröstete sie auf das nächste Wikkenfeld, wo sie viele andere Tauben und Nahrung und Ruhe finden würde. Mit Mühe ging der Flug nun weiter! Aber siehe, da stürzte plözlich ein Habicht, der ihren langsamen Flug sah, auf sie herab und faßte sie in seine mörderischen Klauen. Sie schrie aus vollem Halse nach Hülfe; aber ihre Gefährtin schoß fort und war froh, mit heiler Haut davon zu kommen. Nun wär es gewiß um ihr Leben geschehen gewesen; zum guten Glükke aber hatte ein Jäger den Habicht auf dem Korne und schoß — und schoß ihn durch den Kopf, daß er seinen Raub fahren

lies. Hastig flatterte nun die Gerettete unter das nächste Gebüsch, und sezte sich da ein wenig, um sich zu erholen, weil sie noch ganz erschrokken und dazu auch von des Habichts Klauen verwundet war. Sie sas aber nicht lange, da kam rükklings eine Hand zwischen den Zweigen hervor und faßte sie plözlich bei ihrem schönen Schwanze. Es war ein Knabe, der sich ins Gebüsch geschlichen hatte und sie wegfangen wollte. Ängstlich straübte sie sich und schlug mit den Flügeln, was sie nur konnte, um loszukommen. Endlich glükkte es ihr, sich loszuwinden, aber sie verlor dabei fast alle Federn, womit sie sonst ein so schönes Rad geschlagen hatte. In diesem traurigen Zustande kam sie in ihrer alten Wohnung wieder an. Da schämte sie sich sehr vor den andern Tauben, die hübsch zu Hause geblieben waren, und machte ihr diese Scham viel mehr Schmerz, als alle Angst und Noth, die sie ausgestanden hatte; blieb auch künftig daheim und dachte nimmermehr mit ihrer Gestalt vor den Leüten zu glänzen.

66.

Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens.

Ein Trauerspiel.

Personen:

Die Grosmutter.
Rothkäppchen.
Hanna, ein Bauermädchen.
Der Jäger.
Zwei Rothkehlchen.
Der Wolf.
Der Hund.
Ein Bauer.
Peter.
Dessen Braut.
Die Nachtigall.
Der Gugukk.

C. Heideloff gez. C. Wiesner gest.

Erster Auftritt.

(Stube.)

Die Grosmutter sitzt und liest.

Ist heüte gar ein schöner Tag,
an dem man gern Gott dienen mag.
Das Wetter ist hell, scheint die Sonne herein,
da muß das Herz andächtig sein.

Ich höre von ferne das Gelaüte,
es ist ein lieblicher Sonntag heüte,
Vor dem Fenster die Baüme sich rauschend neigen,
als wollten sie sich gottsfürchtig bezeigen.
Ich wohn allhier vom Dorf abseitig,
sonst ging ich gern zur Kirche zeitig,
Doch ich bin alt, dazu krank gewesen,
da thu ich im lieben Gesangbuch lesen,
der Herr muß damit zufrieden sich geben,
eine arme Frau kann nicht mehr thun eben. —

(gähnt und macht das Buch zu.)

Ach Gott! so geht es in der Welt!
Ja, ja, es ist recht schlimm bestellt.
Meine Tochter Elsbeth bakkt heüte Kuchen,
da wird mich wohl klein Rothkäppchen besuchen.
Es geht die Thür oder es ist der Wind, —
ich glaube, da kommt das kleine Kind.

Rothkäppchen tritt herein.

Rothkäppchen.

Guten Morgen, lieb Grosmutter, wie geht es dir?

Grosmutter.

Grosen Dank, mein Kind, es geht so so — was matt.

Rothkäppchen.

Ich kam so sachtchen durch die Thür;
ich dachte: wenn sie nicht gut geschlafen hat,
so mag sie wohl jezt ein bischen nikken,
da mußt du sie nicht aus dem Schlummer wekken.

Grosmutter.

Ich bin schon heüt früh munter gewesen
und habe in Gottes Wort gelesen.

Rothkäppchen.

Du bist recht fromm. Die Mutter hat heüt
einen schönen grosen Kuchen gebakken,
da schikkt sie dir auch ein Stükk.

Grosmutter.

Du liebe Zeit!
Ei, Dank, mein Kind! Der schaut recht wakker.
Wo sind denn die lieben Ältern dein?

Rothkäppchen.

Sie werden jezt in der Kirche sein.
Ich ging vorbei, die Orgel klung
recht lustig, der Kanter mächtig sung.
Mit der Kirch ist es heüt besonders bewendt,
es predigt drin der Superdent,
der Pastor ist noch krank, deswegen
ist's heüte drin recht dikk voll Leüt;
sie meinen, der könnte recht den Text auslegen. —
Du hast ja schönen frischen Sand gestreüt. —

Grosmutter.

Man muß doch auch wissen, daß Sonntag ist,
sonst lebt man wie'n Heid und nicht wie ein Christ.

Rothkäppchen.

Sie haben mich auch heüte weiß angezogen.
Sieh nur die bunten Blumen, das neüe Kleid!
Dem Käppchen bin ich besonders gewogen,
das du mir schenktest zur Weihnachtszeit.
Sie sagen alle, es thäte Noth,
daß ich das Käppchen liese liegen
und es nicht alle Tage trüge;
aber es geht doch keine Farbe über Roth!

Grosmutter.

Ei, liebes Kind, trag du sie dreist,
ich hab sie dir geschenkt zum heilgen Christ,
sie kleidt dich hübsch, und wie du weist,
du seitdem Rothkäppchen geheisen bist;
ist die aufgetragen, schafft man wohl Rath zu 'ner neüen.

Rothkäppchen.

Wie wollt ich mich von Herzen freüen,
wenn sie mich erst könnten konfirmiren!
Dazu mußt du mir wieder 'ne rothe Kappe schenken.

Grosmutter.

Daran ist jezt noch nicht zu denken,
du bist kaum sieben Jahr, da führen
sie noch kein Kind an den Tisch des HErrn,
weil es kann noch gar wenig verstehn.
Du dürftest auch nicht in 'ner rothen Müze gehn,
müßtest schwarz und ehrbar dich tragen,
einen Muff, 'nen hohen Kragen.
Das kann Gott der HErr nicht vertragen,
daß man zu ihm wie zum Tanzboden springt,
sein Wort mit rothen Müzen in der Kirche singt.

Rothkäppchen.

Bin doch schon so in die Kirche gegangen,
und hat mir keiner was drum gethan.

Grosmutter.

Als Kind ist dir's so hingegangen,
die Unmünd'gen sieht er so genau nicht an.

Rothkäppchen.

Was hat aber Gott an so schönen rothen Müzen
denn so gar Groses auszusezen?

Grosmutter.

Ei schweig, du böses Kind! Vor der Hand
hast du davon noch keinen Verstand;
wer da will in sein Himmelreich eingehen,
muß sich wohl zu schwereren Dingen verstehen.
Liese mich Gott nur so lange leben,
daß ich dir zum Abendmahl könnt' ein Müffchen schenken!
Doch ist daran nicht zu gedenken,
ich muß wohl bald den Geist aufgeben.

Rothkäppchen.

Grosmutter, nein, das thut nicht Noth!

Grosmutter.

Hin geht die Zeit, her kommt der Tod. —
Ich befehle mich in deine Hände! —
Wer weis, wie nahe mir mein Ende!

Rothkäppchen.

Grosmütterchen, willst du mich lieben,
mußt du mich auch nicht so betrüben.
Du sollst noch recht hübsch bei mir bleiben,
wir wollen uns noch schön die Zeit vertreiben.
Ein andermal bring ich mein Püppchen mit,
da sollst du gewiß brav lustig werden.

Grosmutter.

Ach, liebes Kind, auf dieser Erden
ist man vom Grab oft nur zwei Schritt,
und meint, man soll noch weit gelangen. —
Sieh, wie schön der Kuchen aufgegangen!
Was macht denn der Vater? Warum kömmt er nicht mal her?

Rothkäppchen.

Er hat's in den Beinen, das Gehn wird ihm schwer,
das eine Knie ist ganz geschwollen.

Grosmutter.

Da hätt er was zu brauchen sollen.

Rothkäppchen.

Er hat auch mancherlei eingenommen,
doch will es ihm nicht recht bekommen. —
Ich hab auch schöne Blumen dir mitgebracht,
bald hätt ich daran nicht gedacht!
Es lacht von rother Blüte der ganze Wald,
von tausend Vögeln das grüne Dikkicht schallt.

Grosmutter.

Ei sieh, wie du in deiner Tasche fast
die lieben Blümchen ganz zerknittert hast!
Du bist und bleibst ein wildes Ding!

Rothkäppchen.

Als ich so auf dem Fußsteig ging,
war's, als hätt ich sie pflükken müssen, —
so lachten sie zu meinen Füssen.
Ich dachte, du könntest sie vor's Fenster stellen. —
Horch! was müssen denn wohl die Hunde so bellen?

Grosmutter.

Man spricht, daß sich seit ein'gen Tagen
ein Wolf hier zeigt, den mögen sie wohl jagen.

Rothkäppchen.

Hier ist es recht lustig vor deinem Haus,
so dicht am Fenster der Wald da draus.
Vögel springen und singen ohne Rast
und zwitschern munter von Ast zu Ast.
Magst du wohl die kleinen Vöglein leiden?

Grosmutter.

Ich sehe sie an mit vielen Freüden,
sie sind schon immer recht frühe munter
und singen den grünen Wald hinunter,
sie musiziren mit solcher Pracht,
daß einem das Herz im Leibe lacht.

Rothkäppchen.

Was ist das für ein Baum da, dessen Blätter
so hastig flispern, als wenn sie zittern?

Grosmutter.

Der wird der Espenbaum genannt.

Rothkäppchen.

Aha! Mir ist ein Sprichwort bekannt:
Er zittert wie 'ne Espe; — das kommt daher!
Wovon zittert aber wohl der Baum so sehr?

Grosmutter.

Das will ich dir gern sagen, mein Kind,
nur schlag es nicht gleich wieder in den Wind!
Als unser Herr Christus in Menschengestalt
hatt' auf der Erde seinen Aufenthalt,
da wandelt' er oft durch Berg und Wald.

Rothkäppchen.

Er hat auch in der Wüsten gereist
und da fünf tausend Mann gespeist;
dann hat er viele Qual erfahren,
ist endlich gar gen Himmel gefahren.

Grosmutter.

Recht! es ist viel in deinen Jahren
daß du schon so viel Gottes Wort weist.

Rothkäppchen.

Im Katechismus steht es Wort für Wort.

Grosmutter.

Herr Christus reiste von Ort zu Ort,
seine Lehr zu predigen, Kranke zu heilen,
und uns sein Evangelium zu ertheilen.
So ging er auch einst durch einen Wald.
Die Baüm' erkannten ihn alsbald;
in ihrer Unvernunft fingen sie an, sich zu neigen
und bis auf die Erde herunter zu beügen,
rauschten dazu, als wenn sie grüßten
und seine heiligen Fußtapfen küßten.
Die Eiche, die Buche, und wie man sie nennt,
machen vor Gottes Sohn ihr schön Compliment.
Wie sich nun jeder Baum in Demuth wendt,
sieht der Herr Jesus, daß das Espenholz
grad aufrecht steht in seinem dummen Stolz,
ihm auch durchaus will keine Ehr erzeigen,
den steifen Rükken nicht zur Demuth neigen.
Da sprach der Herr: du willst mich nicht begrüssen,
du stellst dich an, als wär ich nicht zugegen,
dafür sollst du beständig rauschen müssen
und dich in allen deinen Zweigen regen,
und selbst im allerstillsten Wetter
mit deinen grünen Laübern zittern!

Die Angst befiel den Baum, als er so sprach, —
er zittert fort bis an den jüngsten Tag.

Rothkäppchen.

Ja, ja, wer nicht bei Zeiten hört, der fühle! —
Leb wohl, ich geh zurükk, noch ist es kühle.

Grosmutter.

Mein Kind, eh du dich nun entfernt,
sing noch das Lied, das du gelernt.

Rothkäppchen singt:

Misekäzchen ging spaziren
auf dem Dach am hellen Tag,
macht sich an den Taubenschlag,
eine Taube wegzuführen.
Miau: Miau!
Schlüpft wohl in das Loch hinein.
aber kaum ist sie darein,
ist der Appetit vergangen:
eine Falle, siehst du, fällt,
für den Marder aufgestellt,
und das Käzchen muß drin hangen,
und im Sterben schreit sie: trau
Nicht auf Diebstahl je, Miau!

Grosmutter.

Das ist ein schönes Lied, das nimm in Acht!
Untugend hat noch nie was eingebracht. —
Grüß deine Mutter, ich lasse mich bedanken,
daß sie nicht vergißt die Alten und Kranken.

Rothkäppchen.

Leb wohl, Grosmutter! ich komme wohl wieder,
und bringe Nachmittag noch Essen herüber. (geht.)

Grosmutter.

Da läßt der Ruschel die Hofthür auf!
Nun kann jeder zu mir den Hof hinauf!
Sie bleibt so wild, wie sie nur war,
und kömmt doch in die erwachsene Jahr.
Doch hat es eben nichts zu bedeüten,
es kommt ja keiner zu mir heüte.
Es ist wahr, nichts über das Mädchen geht,
nnd wie ihr das rothe Müzchen steht!

Zweiter Auftritt.

(Wald.)

Der Jäger tritt auf und singt das alte Lied:

Das edle Jägerleben vergnüget meine Brust,
dem Wild den Fang zu geben, ist meine gröste Lust.
Wo Reh und Hirsche springen, wo Rohr und Büchse knallt,
wo Jägerhörner klingen, da ist mein Aufenthalt.

Ein weibisches Gemüthe hüllt sich in Federn ein,
ein tapfres Jagdgeblüte muß nicht so träge sein.
Drum laßt die Faulen liegen, gönnt ihnen ihre Ruh:
wir jagen mit Vergnügen dem dikken Walde zu.

Will gleich zu manchen Zeiten Bliz, Wetter, Sturm und Wind
einander widerstreiten, die uns zuwider sind;
so sind wir ohne Schrekken bei allem Ungemach
und jagen durch die Hekken den schnellen Hirschen nach.

Wir rüsten uns zum Streite und fürchten keine Fahr,
die Hoffnung reicher Beüte versüst sie ganz und gar.
Wir weichen nicht zurükke, obgleich ein Wolf und Bär
und noch ein groses Stükke nicht ferne von uns wär.

Sind dann die matten Glieder vom Sonnenglanz erhizt,
so legen wir uns nieder, wo frische Quelle sprizt,
und trinken um die Wette das klare Wasser aus,
das Gras ist unser Bette, der Wald ist unser Haus.

Rothkäppchen kommt.

Jäger.

Ei Rothkäppchen, sei tausendmal willkommen!
Bist du schon so früh ausgegangen?

Rothkäppchen.

Ich bin von meiner Grosmutter gekommen.
Ihr jagt heüt?

Jäger.

Ja, es gilt dem Rangen,
dem Wolf, der hier im Walde ist,
und manch unschuldig Lämmchen frißt.

Rothkäppchen.

So ist's doch wahr, was die Leüte sagen?
so dürfte sich ein Wolf so nahe wagen?

Jäger.

Sie sind unverschämte Gesellen,
die sich gern aller Orten einstellen.

Rothkäppchen.

Fürcht't ihr eüch nicht, ihm zu nahe zu kommen?

Jäger.

Ich hab' ihn schon längst auf's Rohr genommen.
Ihn fürchten? Da wär' ich ein rechter Wicht!
Ich fürchte den leibhaft'gen Satan nicht.

Rothkäppchen.

O sprecht nicht so, wenn er nun käme
und eüch so unversehens nähme?

Jäger.

Ein Jäger muß haben festen Muth,
ein tapfer Herz, ein braves Blut,
keine Gefahr nicht achten, kein Wetter scheün,
sonst sollt' er zum Ofensizer besser sein.

Rothkäppchen.

Ihr seid heüt in der neüen Jakke,
dazu glänzt auch der Hirschfänger schön.

Jäger.

Wenn ich den Herren Wolf nur pakke,
so ist's gewiß um ihn geschehn.
Kleidt mich's nicht gut, das neüe Tuch?

Rothkäppchen.

Es ist für so was gut genug.

Jäger.

Was hast du daran auszusezen?

Rothkäppchen.

Die Jakke würd eüch noch besser sizen.
wär sie schön roth, wie meine Müze.

Jäger.

Die ganze Welt kann doch nicht wie deine Müze sein!
Es muß auch andre Farben geben;
die grüne Farbe, bei meinem Leben!
die macht einen allerliebsten Schein.

Rothkäppchen.

Grün ist ganz gut und dient zur Noth,
doch geht keine Farbe über Roth.

Jäger.

Der Wald ist grün, die Erde ist grün,
wo du nur wendest dein Auge hin, —
es ist was in der Farbe, — ein Wesen, —
ein Glanz, — versteh, — ein gewisses Wesen —

Rothkäppchen.

Wohl findt man's Grüne allerwege
auf jedem Busch, jedwed Gehege
da wächst es; ach du liebe Zeit!
Doch ist von da zu Roth noch weit.
Das Roth macht gleich die Augen rege;
wie viel bekommt ein Kind nicht Schläge,
daß ihn das Naschen wohl gereüt!
Wo sich was Rothes läßt erblikken,
ist auch die rothe Lippe da
und ißt, und wär's ein unreif Häppchen.
Wie selig, wem es mochte glükken,
daß er auf seinem Kopfe sah
wie ich, ein schönes rothes Käppchen!

Jäger.

Du Närrchen! Lebe wohl! ich weile
zu lang; muß gehn, daß ich den Wolf ereile. (geht ab.)

Zwei Rothkehlchen fliegen vom Baum und springen um sie her.

Die Vögel.

Rothkäppchen! Rothkäppchen!

Rothkäppchen.

Was wollen die Vögel von mir?

Die Vögel.

Schön guten Tag! Wo gehst du von hier?

Rothkäppchen.

Nach Hause. Ei sieh die artigen Dinger,
wie sie auf den kleinen Beinchen springen!
Die haben auch Roth um den Hals und die Brust!
So'n Vögelchen ist eine herrliche Lust!

Die Vögel.

Du bist ein Rothkehlchen,
wir sind wie Rothkäppchen,

das macht uns Freüden.
Wir sind dir gut,
freündliches Blut!
magst du uns leiden?

Rothkäppchen.

Ach, ihr lieben Gesellen,
hat eüch nicht Gott der Herr eben
selbst rothe Müzchen gegeben?
Wer wollte solch Urtheil fällen,
daß er an den lieblichen hellen
bunten Farben und lustigem Leben
nicht hätte Gefallen so eben,
wie an dem Traurig-Stellen?
Den Kummer laß ich fahren;
ich glaube dreist daran,
ich darf es immer wagen:
komm ich zu erwachsenen Jahren,
zieh ich, wie es beliebt, mich an,
will auch dann ein rothes Käppchen tragen! (sie geht ab.)

Die Vögel.

Rothkäppchen, Rothkäppchen ist unser Freünd!
Wie lieblich warm die Sonne scheint! (fliegen fort.)

Dritter Auftritt.

(Dickicht im Walde.)

Der Wolf.

Muß nun hier in den dichtesten Gestraüchen
wie ein Vertriebener auf und nieder schleichen,
und bin verstoßen und ausgetrieben.
Da ist kein Wesen, das mich möchte lieben;
keiner kommt mir nah, keiner mag mir traun,
sie alle mit Abscheü auf mich schaun.
Und warum wird mir dies alles gethan?
Weil ich nicht heücheln und schmeicheln kann,
weil ich mich nicht erniedern will zum Knecht,
so denkt ein jeder von mir schlecht. —
Wie oft bin ich gekränkt und verkannt
und umgetrieben von Land zu Land!
Vergeblich sucht ich ein liebend Herz,
wohl Schläge fand ich, und herben Schmerz;
nach mir geworfen, mit Pulver geschossen,
und Fallen gestellt, und dergleichen Possen;
man schreit, wo ich mich laß sehn bei Tageshelle:
Da geht der Wolf! den nehmt beim Felle!

Ja noch menschlicher, als der Mensch, ist der Hund,
mein Geschwisterkind, und doch im Bund
mit unserm gemeinschaftlichen Tirannen.
Da kommt ja Spiz, mein Freünd! Von wannen
des Weges, guter, edler Spiz?

Der Hund tritt auf.

Hund.

Sieh da! ist hier dein Sommersiz?
Ich geh ein wenig rum spaziren,
ein Kaninchen oder Hasen abzuführen;
nur fürcht' ich mich vor des Jägers Büchsenschuß,
denn so ein Kerl versteht über Jagd keinen Spaß.

Wolf.

Bist du noch bei Rothkäppchens Vater in Dienst?

Hund.

O ja, ich habe da guten Gewinnst,
die Wirthschaft ist gros, und manches bleibt über,
was sie mir, als andern, gönnen lieber.
Das Kind im Hause ist mir auch gut
und stekkt mir heimlich manches zu,

wofür ich denn die Thür zuschlage,
auch Stökkchen aus dem Wasser trage,
lege mich auf den Rükken und stelle mich todt.
Gottlob! ich leide jezt keine Noth.

Wolf.

Das sind die Künste, die finden ihr Brot!

Hund.

Jezt ist seit vierzehn oder zwanzig Tagen
im Wald mit Essen ein vieles Tragen:
die Grosmutter ist krank und wird gepflegt,
für mich mancher Knochen beiseit gelegt.
Die Alte stirbt vielleicht; zum Lohn
erbt ihr Vermögen der Schwiegersohn. —
Nur ein gewisser forschender Trieb
ist mir in meinem Wesen nicht lieb:
Lezt schleppt das Kind einen Stein herbei,
der wiegt wohl mehr als ihrer drei,
und wirft mir den vor meine Füsse.
Mir war's, als ob ich ihn hintragen müsse,
ich konnt' ihn nicht regen und nirgend fassen,
und mußt' ihn auf der Erde liegen lassen;

doch immer wieder, geh ich dort vorbei,
ist mir's, als ob es möglich sei;
ich will ihn tragen, ich will ihn heben,
ich knurr', es verkümmert mir mein Leben;
bald muß ich hier, bald dort probiren,
ich kann's schon in den Zähnen spüren.
Der Alte lacht mich aus; ja von Natur versteht er
wohl nichts, er spricht: Seht doch den dummen Köter!

Wolf.

Ich möchte nicht sein in deiner Lage,
du lebst doch nur erbärmliche Tage,
hast keinen eignen Willen, bist nicht frei,
kriegst auch Schläg ohn Ursach. Verzeih,
daß ich dir alle deine Freüde
und deinen edlen Stand verleide!

Hund.

Sprich immer, denn ich kenne dich schon,
mit deinem grübelnden Weisheitston;
weiß auch, daß man nicht alle Lehren
kann in Leben und That gleich kehren.

Wolf.

Ei sieh, du bist über alles getröstet,
wie ein Braten von beiden Seiten geröstet.
Du gehst am Ende und gibst mich an.

Hund.

Nein, wisse, ich bin ein ehrlicher Mann!
Du bist von vordem mein lieber Kumpan;
wärst du ein klein wenig besser
und ließest die wilde Gesinnung fahren,
so würde was aus dir mit den Jahren.

Wolf.

Nein, Freünd, wir wollen uns so was ersparen.
Ja! in den Tagen der Jugendzeit,
da war ich zu guten Thaten bereit.
Da wollt ich alle meine Kräfte
widmen mit Ernst dem Menschheitsgeschäfte.
Aber das lief mir mit Undank ab,
wie ich dir schon erzählet hab.

Hund.

Erzähle noch einmal, ich höre dir zu,
es sitzt sich hier gut in der stillen Ruh.

Wolf.

Du weist, wie damals, als ich dich kennen lernte
beim Bauer Hans, wo du dientest als Knecht,
ich mich aus meinem Wald entfernte
und alle Künste des Hundes lernte,
verlaügnete ganz mein eigen Geschlecht,
um nur dem State zu werden recht.
Ich verscheüchte die Diebe, bewachte den Hof,
im Regen lag ich, daß der Pelz mir troff,
erlitt oft Hunger, der Prügel nicht wenig,
doch war ich in meinen Gedanken ein König;
ich nuzte, und war mit meiner Bestimmung zufrieden,
mir schien ein herrliches Los beschieden.

Hund.

Still! mir ist, als ob ich Hasen spüre.

Wolf.

Sei ruhig, du Narr, hör zu und verstöre
mir meine traurige Leidensgeschicht
durch derlei platte Selbstsucht nicht.
Vernimm denn, wie es ein Ende nahm,
und wie ich durch Erfahrung dazu kam,

die Menschen zu hassen, die ich wie Brüder
geliebt, die ich meine Freünde geheisen.
Jezt sind sie mir in den Tod zuwider,
ich möchte sie alle mit den Zähnen zerreisen! —
Ich hatt' mir im Wald ein Weib genommen,
die ist dann öfters zu mir gekommen.
Wir wünschten, wir wären unzertrennlich,
doch konnt sie mich immer besuchen nur heimlich.
Einst hatte sie sich verspätet, die Theüre;
die Bauern kommen zum Dreschen in die Scheüre
und finden da zum Unstern mein Weib
und zerdreschen ihr über und über den Leib,
und, hast du nicht gesehn, von Wuth gezügelt,
haben sie die Gute vom Hofe geprügelt.

Hund.

Da war dir wohl die Freüde verregnet?

Wolf.

Ist es so, daß ihr der Treüe begegnet,
ihr Menschen? dacht ich in meinem Sinn,
doch unterdrükkt ich meinen Grimm;
ich lernte mich unter der Noth bequemen,
die Leidenschaft meines Herzens zähmen.

Es währte nicht lange, so merkten's im Dorf,
ich sei kein Hund nicht, sondern ein Wolf.
Was liegt am Namen? da sie mich kannten,
da ich so treüe Dienste gethan?
Doch war ich seitdem ein verlorner Mann,
weil sie dies Vorurtheil nicht verbannten.
Man traut mir nicht, man legt mich an die Kette,
alb wenn ich ein Verbrechen begangen hätte.
Ich fügte mich mit O! und Ach!
auch wieder in die neüe Schmach;
doch Nachts vernahm ich einen Plan,
vor dem mein ganzes Blut gerann:
man beschloß, mich so in Fesseln zu legen,
daß ich nicht Hand, nicht Fuß könnte regen;
hernach, — so hört' ich sie sich besprechen, —
wollten sie mir ungesaümt die Zähne ausbrechen,
so könnten sie mit mir machen, was sie wollten,
und wenn sie mich auch schinden sollten;
könnten mich auch an Bärenführer verkaufen,
so müßt ich als Narr die Märkte durchlaufen,
und wär man meiner satt, könnte man ohne Gefahr
mich augenblikklich todtschlagen gar.
O Spiz, wie das mein Herz durchschnitt!

Hund.

Sie spielen einem wunderlich mit.

Wolf.

Meiner Wuth riß die Kette bald;
so rannte ich in den nächsten Wald.
Ich will schweigen, was ich seitdem erfuhr,
denn es empört die geduldigste Natur;
Kugeln summten oft dicht um die Ohren,
Eisen waren mir mörderlich gestellt,
Hunde hatten mich oft beim Fell:
o Freünd, nirgends ist eine Kreatur
so schlimm in aller weiten Welt
als wie ein armer Wolf geschoren!
Seitdem ist aber auch mein Plan,
Unheil zu stiften, so viel ich nur kann;
seitdem thut mir nichts gut,
als nur der Anblikk von Blut.
Ich will alles Glükk ruiniren,
dem Braütigam seine Braut massakriren,
die Kinder von den Ältern trennen,
und was man Unglükk nur kann nennen,
darauf soll dieser Kopf auch sinnen.

Man hat mich so weit endlich getrieben, —
Ich will sie fressen, da sie mich nicht lieben,
und wärst du nicht mein Vertrauter eben,
ich hätte dir schon den Rest gegeben.

Hund.

Gehorsamer Diener, für die gütige Ausnahm!
Doch hast du denn keine Schand' noch Scham,
daß dich nicht dein böser Vorsaz gereüt?

Wolf.

Kann mich zu keiner andern Lehr bequemen.

Hund.

Ei pfui! ich muß mich für eüch schämen,
will auch nicht mit eüch Umgang weiter pflegen!
Ich geh, aus Furcht der Anstekkung wegen. (ab.)

Wolf.

Das sind die Köpfe, so dumm und seicht,
die jede Furcht und Beklemmung erreicht,
die nichts von Kraft und Selbstständigkeit wissen!
Hätt' ich ihn doch lieber in Stükke zerrissen!

Doch will ich sein liebes Rothkäppchen fangen,
das ist seit lange schon mein Verlangen;
ihr Vater ist überdies ein Mann,
der mir schon tausend Drangsal angethan.
Will mich auch auf den Weg gleich machen,
hungert mich recht nach ihr in meinem Rachen. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

(Fußpfad im Wald.)

Rothkäppchen, Hanne.

Hanne.

Es wird schon finster, ich gehe nicht weiter.

Rothkäppchen.

Nicht doch, die Sonne scheint noch so heiter.

Hanne.

Es wird dunkle und finstre Nacht,
eh' ich den Weg zurükk gemacht.

Peter tritt mit seiner Braut auf.

Braut.

Ei Rothkäppchen? gehst du auch noch spaziren?

Peter.

Ich muß die Kleine immer vexiren,
es ist ein gar zu liebes Kind. —
Nun, Rothkäppchen, wie bist du denn gesinnt,
willst du noch mein Braütchen sein?

Rothkäppchen.

Schweig still, du hast ja schon die dein.

Peter.

Das nehmen wir nicht so genau,
du wirst dann meine zweite Frau.

Braut.

Glaub's nicht, er spricht nur wie ein Tropf!
Peter, sez dem Kinde nichts in den Kopf.

Rothkäppchen.

Laß ihn nur reden, Anne Marie,
ich nähme doch den Peter nie,

er gefällt mir schon jezt nicht sonderlich,
dann wär er gar alt und krüppelig.

Braut.

Siehst du, das kommt von deinem Vexiren,
Die weis die Leüte abzuführen,
die ist so klug, wie wir jezt wohl sind
und ist noch ein kleines buttiges Kind. (gehn beide.)

Hanne.

Hier steht eine Butterblume, die will ich blasen,
zu sehn, wie lang ich noch soll leben.

Ein Bauer geht vorbei.

Bauer.

Mich wundert, daß man die Kinder läßt so rum rasen,
die kämen dem Wolf gerade gelegen.
Geht nach Hause, Kinder! das ist gescheid,
es wird schon Abend, da ist es Zeit.

Rothkäppchen.

Ich geh zu Grosmutter, bring ihr Abendbrot,
mit eürem Wolf hat's keine Noth.

Bauer.

Wenn er dich erst wird massakriren,
wirst du wohl 'ne andre Sprache führen.
Das ist jezt bei Kindern 'ne dumme Weis,
sie werden gar zu naseweis. (geht ab.)

Hanne.

Sieh da, ich lebe wohl noch hundert Jahr.

Gugukk (hinter der Scene.)

Gugukk! Gugukk! Gugukk!

Rothkäppchen.

Das wäre doch ein bischen gar zu lang.

Hanne.

Nein, nein, es trifft dir auf ein Har.
Nun ist mir nicht vor dem Wolfe bang.

Rothkäppchen.

So will ich doch auch mein Glükk erproben.
(sie bläst auf die Blume.)
Sieh, da ist alles rein weg gestoben.

Hanne.

Ach, armes Kind! So bald zu sterben!

Rothkäppchen.

So sollst du mein roth Käppchen erben.
Doch leb ich wohl länger, wie du, mit Lust,
denn man sieht, ich hab' eine bessere Brust,
drum sind die Hare so weg geflogen.
Meine Mutter hat mich zu gut erzogen,
als daß ich an so was glauben sollte.
Ich wüßte auch nicht, wie es die Blume wissen wollte;
erst ist sie gelb, und wird dann greis,
wie ein kindischer Mann, der von sich nicht weis,
da steht sie am Wege, und kommt ein Wind,
ihr alle Hare ausgerissen sind.

Gugukk.

Gugukk! Gugukk! Gugukk!

Hanne.

Das glaubst du nicht? So weis ich noch was:
frag den Gugukk, wie lang du zu leben hast;
wenn der's nicht weis, so weis es keiner.

Rothkäppchen.

Ja solchen Vögeln trau nur einer,
der sizt in seiner Dunkelheit,
wo er aus Langeweile schreit.
Gugukk! wie lange hab ich zu leben? — —

Hanne.

Siehst du! er will keine Antwort geben.
Ach, armes Kind! so lebe wohl,
und wenn ich dich nicht wieder sehen soll,
so gedenke im Tode zuweilen meiner,
dafür gedenk ich im Leben deiner. (geht ab.)

Rothkäppchen.

Das kleine Mädchen ist nicht recht klug
und für ihr Alter noch dumm genug.

Gugukk kommt.

Rothkäppchen.

Was will der Vogel von mir haben?

Gugukk.

Gukk um dich! Gukk! Gukk! sollst Vorsicht haben!
Gukk! Kann nicht sprechen, wie ich wollt; —
Gukk! Gukk! Gukk um dich, der Wolf, —
Gukk! Gukk! (fliegt ab.)

Rothkäppchen.

Gukk! Gukk! der hat's im Reden nicht weit gebracht,
ich hätte beinah über den Narren gelacht.

Der Hund kommt.

Rothkäppchen.

Ei, Hund! Wo kommst du her? Wie er schmeichelt,
wie er sich an der Seite streichelt,
wo er merkt, daß ich das Essen trage.

Hund.

Bau, bau nicht zu sehr auf Sicherheit.

Rothkäppchen.

Wenn ich nach Hause komme, dann frage
nur nach, dann ist deine Essenszeit.

Hund.

Bau, bau auf deinen Muth nicht zu sehr!
ich komm, bau, bau, und knie vor dir her,
kann nicht recht sprechen;
bau, bau, trau, bau nicht zu sehr,
der Wolf kann dich fressen!

Rothkäppchen.

Geh, alberner Hund, nun ist es Zeit,
du bist im Kopf nicht recht gescheid! (geht ab.)

Hund.

Bau, bau und trau nicht zu sehr!

Gukkukk.

Gukk, gukk, gukk um dich mehr!

Nachtigall kommt.

Tirili! von allen
Vögeln hoch und tief Gesänge schallen, schallen,
sie lallen,

in tausend Zungen
wird von allen gesungen,
doch ist es keinem als mir gelungen,
so netten, netten Leüten zu gefallen, allen, schallen.

Gugukk.

Gukk, gukk den Hochmuth!

Fünfter Auftritt.

(Stube.)

Der Wolf im Bett.

So war ich glükklich herein gekommen
und habe der alten Frau das Leben genommen.
Die Thür stand, gegen mein Verhoffen,
im Hof und auch im Hause offen;
die Alte war erzürnt und wollte sich wehren,
doch durft ich mich daran nicht kehren.
Nun ist sie erwürgt, liegt unter dem Bette;
wünscht' nur, daß ich Rothkäppchen hier hätte!

Doch will ich schlau die Sache anstellen
und mich als das alte Weib jezt stellen;
ich seze die Haube auf, es wird schon finster,
es kommt nicht viel Licht durch die Fenster,
so lieg' ich im Bett, als wär' ich kränklich.
Ich höre sie schon, sie kommt nachdenklich.

Rothkäppchen tritt herein.

Rothkäppchen.

Grosmutter! bist du schon zu Bett gegangen?

Wolf.

Schon seit einer Stunde, ich hatte Verlangen,
dich, liebes Kind, wieder zu sehn; mir ist nicht wohl.

Rothkäppchen.

Ich dich von der Mutter schön grüssen soll.
Sie schikkt dir ein gekochtes Huhn,
das wird dir wohl in der Schwachheit thun.
Du liegst zu Bett, doch am verkehrten Ende.
Ei, Grosmutter, was hast du für närrische Hände?

Wolf.

Sie sind gut, damit was fest zu halten.

Rothkäppchen.

Es wollten zu Hause die guten Alten,
daß ich die Nacht bei dir bleiben sollte.

Wolf.

Das war es, was ich selber wollte.

Rothkäppchen.

Sie sagen, es ist nicht gut, in der Nacht zu gehen,
man könnte mir da nicht für Schaden stehen. —
Ei, Grosmutter, was hast du für grose Ohren!

Wolf.

Ich kann damit desto besser hören.

Rothkäppchen.

Das Fenster steht auf, es zieht kalt herein.

Wolf.

Laß nur, im Bett wird dir wärmer sein.

Rothkäppchen.

Ich hatte so zu dir zu kommen Verlangen,
nun wird mir hier in der Stube so bange.
Ei, Grosmutter, was hast du für grose Augen!

Wolf.

Desto besser sie zum Sehen taugen.

Rothkäppchen.

Auch die Nase sizt dir nicht, so wie immer.

Wolf.

Mein Kind, das macht der Abendschimmer.

Rothkäppchen.

Ei Herr Je! was hast du für 'nen grosen Mund!

Wolf.

Desto besser er dich fressen kunnt!

Rothkäppchen.

Ach! Hülfe! Hülfe! kommt, helft meiner Noth!

Wolf.

Du schreist vergebens, du bist schon todt!

(Der Vorhang des Bettes fällt zu.)

Die beiden Rothkehlchen fliegen durch das Fenster.

Erster Vogel.

Komm, laß uns durch das Fenster fliegen!

Zweiter Vogel.

Rothkäppchen ist drinne, unser Vergnügen.

Erster Vogel.

Sie liegt wohl im Bett, ich seh nach ihr —
(hüpft hinter den Vorhang.)

Zweiter Vogel.

Die Luft zieht hübsch durch Fenster und Thür.

Erster Vogel (kommt zurück.)

O weh! O weh! O Jammer und Noth!

Zweiter Vogel.

Was gibts?

Erster Vogel.

Der Wolf ist da, Rothkäppchen schon todt.

Beide.

O weh! o weh! der grosen Noth!

Der Jäger sieht zum Fenster herein.

Jäger.

Was schreit ihr denn so gar erbärmlich?

Die Vögel.

Rothkäppchen ist todt ganz Gottes erbärmlich!
Der wilde Wolf hat sie zerrissen,
und auch zum Theil schon aufgefressen.

Jäger.

Daß Gott erbarm! ich schiese zum Fenster hinein. —
(er schiest hinein.)
Da liegt der Wolf und ist auch todt!
So muß für alles Strafe sein:
er schwimmt in seinem Blute roth.
Es kann einer wohl ein Verbrechen begehen,
doch kann er nie der Straf entgehen.

68.

Der Gärtner und das wilde Baümchen.

(L. Meier, v. Knonau.)

Als ungefähr in dem Gehäge
ein Gärtner einen Wildfang fand,
nahm er bald Messer, Beil und Säge,
sammt Bast und Wachs und Mos, zur Hand;
und faßt den Wildfang unverzöglich;
er sprach: Du sollst, so bald als möglich,
wofern mir Schnitt und Hieb gelingen,
ganz wunderschöne Früchte bringen.

Der Wildfang sprach: Willst du mir schwachen
ein frühezeitigs Ende machen?
Du kannst es wohl noch mehr verschieben;
mir graut es noch für Schnitt und Hieben.
Nach Ansehn hab ich kein Verlangen;
bisher ist's mir noch wohl ergangen;
den Wohlstand such ich nicht zu bessern,
ich werde mich von selbst vergrösern.

Der Gärtner sprach: Du weist noch nicht
der gut gepfropften Baüme Tugend,
und folglich nicht, was dir gebricht;
das thut der Unverstand der Jugend.
Diesmal weis ich für dich nichts bessers,
als eine Stümmlung deiner Gröse,
als meiner scharfen Säge Stöse,
und als die Schnitte meines Messers.
Ein Zweig hilft deiner wilden Art,
dünkt gleich der Handgriff dich zu hart.

Bald that der Gärtner, was er sagte,
ob sich das Baümchen gleich beklagte.

Nach wenig Jahren kam er wieder,
und sas bei diesem Baümchen nieder.
Er sprach: Wie bist du schon so gros!
dir fehlet weder Laub noch Schoß!
Noch mehr, mir scheinen deine Früchte
mit voller Anmuth ins Gesichte.

Das Baümchen sprach: Nun darf ich mich
nebst deinen Liebsten sehen lassen;

ich dank es dir herzinniglich;
was wär ich, hättst du meinem Willen,
der Frucht von meinen eitlen Grillen,
mich jungen Wilden überlassen.

69.

Der Gärtner und der junge Baum.

(L. Meier, v. Knonau.)

Im Herbst', bei ungestümem Wetter,
verlor ein Baum den Schmukk der Blätter.

Wie, soll ich schon zu Grunde gehn?
sprach der noch nicht bejahrte Baum;
ei, ist es schon um mich geschehn?
O kurze Zeit, o leerer Traum!
Mir fallen alle Blätter ab;
muß ich denn vor der Zeit in's Grab?
Stäts nur in Todsgefahr zu schweben,
lohnt's ja der Mühe nicht zu leben.
Ach, hätt ich dich, du dürres Land,
und selbst das Leben nie gekannt!

Der Gärtner hört's und rief ihm zu:
Mein guter Baum, was sagest du?
Dein Leben ist noch nicht verloren,
vermeinst du gleich, du seist erfroren.
Es reißen bei dem rauhen Wetter
von Jahr zu Jahr der Baüme Blätter;
wie sie von dir und allen fallen,
so kommt zugleich auch dir und allen
der Sonne Kraft, des Gärtners Schuz
zu seiner rechten Zeit zu Nuz.
Es ist an dem, du würdest dich
zu sicher auf dich selbst verlassen;
allein verlasse dich auf mich,
ich kann nicht meine Pflanzen hassen.
Der deine Blätter fallen sah,
der sorgt für dich und ist dir nah.
Ich bin es, der dich früh und spat,
bei Frost und Hiz, im Auge hat.
Deswegen sieh geduldig zu,
und schikke dich zur Wintersruh!
Du wirst mit neüen Blättern prangen,
und Früchte werden an dir hangen.

70.

Die Legende von der heiligen Ottilia.

(Nach einer Straßburger Chronik, Morgenbl. 1820.)

Zu den Zeiten Hilderichs, des Königs der Franken, lebte ein Herzog, Ettich genannt, der der Vornehmste war an Königes Hofe und sehr gerühmt. Derselbe hatte ein groses Verlangen, ein Kloster zu bauen. Daher empfahl er allen seinen Freünden, daß sie eine Stätte suchen möchten, wo ein solches Gotteshaus fest und friedlich gelegen sein dürfte. Da kam einesmals sein Jäger zu ihm und erzählte ihm von einer Klause, die Kaiser Maximinianus sich einstens gebaut, um sich vor der Nachforschung seiner Feinde zu verbergen; selbige Stätte lag aber so hoch, daß sie war Hohenburg genannt. Diese Nachricht war Herzog Ettich sehr willkommen, er fuhr an jene Stätte, betrachtete sie wohl, und baute daselbst eine grose Kirche nebst einem Kloster mit aller Gemächlichkeit, die dabei nothwendig war.

Nun hatte dieser Herzog auch eine fromme, schöne Gemahlin, Perswinde genannt, die dem Herrn diente in Gebet und Pflichttreü. Nachdem diese edle Frau ein Jahr lang

war vermählt gewesen, gebar sie ein schönes Mägdlein, das war aber blind. Wie der Herzog diese Kunde vernahm, zürnte er unmäsig, befahl die Tochter zu tödten und sagte zu seinem Gemahl: Ich muß wohl vor Gott als ein groser Sünder befunden sein, weil er mir ein Unglükk zuschikkt, wie es noch keinen meines Geschlechtes befiel. Da sprach die Mutter zu ihm: Herr, du solltest dich über dieses Unglükk nicht also betrüben, da Christus gesagt hat: „Dieser ist nicht um seiner Ältern Missethat willen blind geboren, sondern damit Gottes Macht und Güte ihm offenbar würden.“ Aber diese frommen Worte vermochten nichts über des Herzogs zornigen Sinn, er beharrte darauf, das Kind tödten zu lassen, sprach daher nochmals zu der frommen Perswinde: Laß das Kind von einem unsrer Leüte um's Leben bringen, oder schikke es so weit hinweg, daß ich nie mehr von ihm reden höre; sonst werde ich nimmer wieder froh.

Die arme Mutter war innig betrübt und bat Gott um Hülfe und Rath; da gedachte sie einer frommen Frau in dem Kloster Palma, die war ihr in Treüe gewogen; sie lies sie berufen und entdekkte ihr des Herzogs grausamen Sinn. Liebe Frau, sagte diese, verzweifelt nicht also! Gott, der eüer Kind mit Blindheit schlug, kann es auch wieder sehend machen. Und die fromme Frau nahm das Mägdlein mit sich und verbarg

barg es. Damals lebte aber im Baierlande ein frommer Bischof, Ehrhard genannt, dem kam ein Gebot vom Himmel, er solle über den Rhein fahren bis zu dem Kloster Palma, da sei ein blindes Töchterlein, die warte der Taufe; er solle sie Ottilia nennen, und in der Taufe werde sie sehend werden. Ehrhard folgte dem Ruf, er fand das blinde Mägdlein, taufte es im Namen des Herrn, und es that seine Augen auf und sahe ihn an. Da rief lobpreisend der heilige Mann: „So meine Tochter, mögest du im ewigen Leben mich ansehen!“ Dann entdeckte er den Klosterfrauen, wie ihm solches erfreuliche Geschäft durch einen Ruf von Oben verkündet worden sei, empfahl ihnen das Kind und fuhr wieder heim in sein Land. Ottilia aber wuchs auf in Frommheit, Demuth und fleisigem Thun alles Guten.

Wie der fromme Ehrhard wieder daheim war, lies er dem Herzog Ettich den Vorgang bekannt machen, und redete ihm zu, herzlich und christlich: er solle die Tochter in Liebe bei sich aufnehmen. Aber es kam ihm keine Antwort von ihm. Wie dann Ottilia aufwuchs und schmerzhaft empfand, daß ihr Vater sie verstosen, hörte sie, daß sie einen Bruder besize, der in grosen Hulden stünde am Hofe. Dem schrieb sie einen Brief und bat ihn darin dringend, er möge ihr Erlaubniß auswirken von ihrem Vater, daß sie doch nur einmal kommen dürfe

und ihn fröhlichlich anschauen. Wie der Bruder diesen Brief gelesen, trat er vor seinen Vater und sprach: Vater, ich begehre, daß ihr meine Bitte gewährt. Der Vater erwiederte: Begehrst du unziemliches Ding, so ist's Unrecht, wenn ich dir gewähre. — Nein, sprach der Sohn, es ist ziemlich; denn ich begehre, daß du deine Tochter, meine Schwester, die so lange in der Fremde mußte trauern, zu Gnaden annehmest und ihr vergönnst fröhlich deines Anschauens zu geniesen. — Aber der Herzog gebot ihm zu schweigen; da hatte der Bruder so groses Mitleid mit seiner Schwester, daß er heimlich einen Wagen ausrüsten lies mit aller Nothdurft, den sandte er nach ihr, sie holen zu lassen. Wie nun der Herzog einst auf Hohenburg sas mit seinen Rittern und Knechten, sah er einen Wagen daher kommen, der war sorgfältig verziert. Er fragte deshalb: wer wohl daher komme? und sein Sohn sagte: seine Tochter Ottilia komme daher. — Wer, rief erzürnt der Herzog, ist so frevel und thöricht, und ruft das Mägdlein ohne meinen Willen daher? Der Sohn, welcher wahrnahm, daß sein Anstiften nicht verborgen bleiben mochte, sprach darauf: Ich, dein Diener, habe solches vollbracht. Ich bedachte, daß es eine Schmach sei, deine Tochter länger in der Fremde und in Armuth schmachten zu lassen, und bitte dich nun, schenke ihr deine Huld! — Der Zorn verblendete aber den Herzog,

daß er seinen Stab aufhob und schlug des Jünglings Haupt also, daß er siechte und starb; der Vater betrübte sich darob so unsäglich, daß er nun bis an sein Ende Busse zu thun in ein Kloster sich barg, vorher aber empfahl er seine Tochter in ein Kloster des Landes, und gebot ihr das gemeine Töchtererbtheil zu geben, aber nicht mehr. Ottilia aber lebte in dem neüen Kloster an dreisig Jahre in stiller Demuth, ungekannt von den Menschen, auser die für sie beteten für erhaltene Wohlthat und Pflege.

Nach dieser Zeit geschah es einstens, daß der Herzog der frommen Jungfrau begegnete in den Höfen des Klosters, da überwand er seinen harten Sinn und fragte: Tochter, was beginnst du? — „Herr, antwortete sie milde, ich trage ein weniges Habermehl hin, einem Armen ein Müslein zu kochen.“ Da schmolz dem Vater das Herz und er redete: Liebe Tochter, vergiß nun, daß du bisher ein armseliges Leben geführt hast, es soll nun Alles besser werden für dich. — Darauf schenkte er ihr das Kloster zum Hohenberg mit allen seinen Gütern, und bat sie beweglich, mit ihren Frauen für seine Sünden zu beten, und bald darauf ward er ein wenig getröstet und starb. Ottilia gerieth darüber in groses Leid, denn sie fürchtete sehr, ihr Vater möge mit strenger Pein für seinen Irrthum gestraft werden; sie betete daher inniglich mit vielen Thränen für ihn,

und war noch fleisiger in Barmherzigkeit und lehrreichen Reden wie je, ihren Kummer mit guten Werken zu zerstreüen. Da ging eine Stimme in ihrem Innern auf, wie ein leüchtender Stern, die sagte ihr: „Ottilia, dein Vater ist bei Gott in Hulden.“ Da jauchzte ihr Herz, und sie that nun in Danke zu Gott, wie sie bisher im Kummer gethan.

Ottilia hatte hundert und dreisig Nonnen in ihrem Stift, die sie alle mit leiblicher Nahrung und Unterricht besorgte; ihre Speise war Gerstenbrot, ihr Bett eine Bärenhaut und ihr Hauptkissen ein Stein. Nun nahm sie aber wahr, daß mancher Bedrängte, Schwäche und Alters halber, nicht auf Hohenberg zu klimmen vermochte; sie baute deshalb an des Berges Fuß eine Kirche, zu Sankt Martins-Ehre, und daneben ein Haus, Siechhafte und Alte zu verpflegen; bald baten die Klosterfrauen, daß auch ein Kloster daneben stehen möchte, um einen Theil von ihnen zu herbergen, wenn es auf Hohenberg thät an Wasser gebrechen. Das genehmigte Ottilia und baute ein Kloster, Niedermünster genannt, das noch steht bis zum heütigen Tag. Während-selbes aber gebaut ward, gerieth die fromme Frau in grose Sorge: ob sie auch würde Kraft haben, so Vieles zu vollenden? Da trat ein fremder Mann zu ihr, gab ihr drei Lindenzweige in die Hand und sprach: Die pflanze du ein an der Pforte deines Klosters,

daß, wer hineineingehe, von ihren Zweigen beschattet sei, so wird dein Beginnen gedeihen. Die heilige Frau lies für jeden eine Grube machen und pflanzte sie ein, den ersten im Namen der Liebe, den zweiten des Glaubens, den dritten der Hoffnung. Und die drei Baüme stehen noch heütiges Tages. Wie der Bau vollendet war, versammelte Ottilia ihre Klosterfrauen und befragte sie um ihre Wahl, ob sie wollten ein offnes Kloster haben oder bei der strengen Regel vom alten Hohenberg beharren? Sie meinten aber, das solle die fromme Jungfrau bestimmen. Diese redete darauf und sprach: Mir ist wohl bekannt, daß ihr eines strengen Lebens gewohnt seid und Gotteskraft in eüch wohnt, in einem solchen zu beharren; allein unsere Nachfolgerinnen möchten diese Strengigkeit nicht erleiden, und ihnen möchte zum Fluch werden, was uns zum Heile gedient hat. Darum mache ich das Gebot, daß wir sollen die offne Regel befolgen. Das waren die Frauen zufrieden.

Nachdem nun Ottilia lange gelebt und viel Gutes gewirkt hatte, fühlte sie ihr Ende herbei nahen. Sie begab sich demnach in die Kirche, versammelte alle ihre Frauen um sich, segnete sie freüdig, und bat sie, Gott vor Augen zu haben und im Herzen, auch für sie und ihren Vater in Liebe zu beten. Jezt möchten sie aber in das Chor gehen, den Psalter zu

lesen, wie die Hora gebot. Im Lesen des Psalters aber floh Ottiliens Sele zur ewigen Freüde und da die betenden Frauen in die Kirche herabkamen, fanden sie ihre liebe Mutter entschlafen und sie klageten sehr um sie. — In diesem Kloster lebten nachher viele fromme Frauen, und das Siechhaus des Niedermünsters nahm zahllose Elende auf, und war weit berühmt wegen solcher Wohlthätigkeit.

71.

Das Kind im Berge.

(Von F. G. Wetzel.)

Es brennen am Berge drei Flämmelein
mit seltsam grün und blauen Schein;
Johannistag, um die Mittagsstund,
da thut sich auf der schwarze Schlund.

Johannistag um die zwölfte Stund,
da geht wohl auf des Berges Grund,
und wer es wagt und hat den Muth,
der findet drinn viel reiches Gut.

Es spielen am Berge Kinder klein,
sie lesen bunte Blümelein;
ein Kind verlauft sich in die Kluft,
dieweil die Glokke Zwölfe ruft.

Die Kinder spielen in guter Ruh,
Der Berg, der thut sich wieder zu. —
Sie rufen, suchen hin und her,
sie finden keinen Eingang mehr.

Des Kindes Ältern jammern sehr:
„Arm Kind, dich sehn wir wohl nimmermehr!“
Und über Jahr und Tag geschah,
die Kinder spielten wieder da.

Wohl über Jahr zur selben Stund,
da thut sich wieder auf der Schlund,
das Kind kommt frisch und roth heraus,
trägt noch in Händen seinen Straus.

Deß wird im Ort ein gros Geschrei,
und Vater und Mutter laufen herbei,
die beiden gar verwundert stehn,
sie meinen einen Geist zu sehn.

„Mein Kind, süs Kindlein, lieb und traut!
und hat dir unten nicht gegraut?
und fras dich nicht in schwarzer Nacht
der Hund, der bei dem Schaze wacht?“

„„O Mutter, du warst ja bei mir,
weist alles wohl; was fraget ihr?
Hab keinen schwarzen Hund gesehn,
es war da unten licht und schön.

Und gleich, wie ich hinunter kam,
auf ihren Arm mich Mutter nahm,
sie gab mir Zukkerbrot und Wein
und sang auf ihren Schos mich ein.““

Die Alten hoch verwundert stehn,
sie preisen Gott und heim nun gehn:
da ist die alte Hütte fort,
ein reiches Schloß stund an dem Ort.

Das Kind ward lieblicher Gestalt,
zu hohen Ehren kommt es bald,
und noch bis auf den heütgen Tag
zeigt man den Ort, wo das geschach.

72.

Der blinde König.

(Von Ludwig Uhland.)

Was steht der nordschen Fechter Schar
hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Har
der blinde König dort?
Er ruft, im bitterm Harme, auf seinen Stab gelehnt,
daß unterm Meeresarme das Eiland wiedertönt:

„Gib, Raüber, aus dem Felsverlies
die Tochter mir zurükk!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süs,
war meines Alters Glükk.
Vom Tanz auf grünem Strande hast du sie weggeraubt!
Dir ist es ewig Schande, mir beügt's das graue Haupt.“

Da tritt aus seiner Kluft hervor
der Raüber, gros und wild,
er schwingt sein Hünenschwert empor
und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter, warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter und keiner kämpft um sie?“

Noch stehn die Fechter alle stumm,
will keiner aus den Reihn,
der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte sein junger Sohn so warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte, wohl fühl ich Kraft im Arm!“

„O Sohn, der Feind ist riesenstark,
ihm hielt noch keiner Stand!
Und doch, in dir ist edles Mark,
ich fühl's am Drukk der Hand.
Nimm hier die alte Klinge, sie ist des Skalden Preis,
und fällst du, so verschlinge die Flut mich armen Greis!“

Und horch! es schaümet und es rauscht
der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht
und alles schweigt umher;
bis drüben sich erhoben der Schild und Schwerter Schall,
und Kampfgeschrei und Toben und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freüdig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!

Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
es gab so scharfen Laut."
„„Der Raüber ist gefallen, er hat den blutgen Lohn!
Heil dir, du Held vor allen, du starker Königssohn!""

Und wieder wird es still umher,
der König steht und lauscht:
„Was hör ich kommen über's Meer,
es rudert und es rauscht."
„„Sie kommen angefahren, dein Sohn mit Schwert und Schild,
in sonnenhellen Haren dein Töchterlein Gunild.""

„Willkommen! — ruft vom hohen Stein
der blinde Greis herab —
Nun wird mein Alter wonnig sein
und ehrenvoll mein Grab!
Du legst mir, Sohn, zur Seite das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite, singst mir den Grabgesang!"

73.

Das Lämmergeier-Anni.

(Mündlich von einem Berner).

Anna Zurbuchen, von Habchen, im Bernischen Oberlande, geboren 1760, wurde als fast dreijähriges Kind von ihren Ältern, welche zur Arbeit in das Feld gingen, mitgenommen; da sezte der Vater das Kind nahe bei einer Scheüne nieder, und da es bald darauf einschlummerte, bedekkte er ihm das Gesicht mit einem Strohhut und ging seiner Arbeit nach. Als er kurz nachher mit einem Heübunde beladen zurükkehrte, war das Kind fort, und Ältern und alle andern Thalbewohner suchten es überall vergebens. Unterdeß ging Heinrich Michel, von Unterseen, auf einem wilden Pfade dem Wäppesbach nach, wo er zu seinem Erstaunen ein Kind schreien hörte. Mit schnellen Schritten eilte er dem Schalle nach; da erhob sich, durch ihn aufgeschrekkt, von einer kleinen Anhöhe ein Geieradler und schwebte über den tiefen Abgrund hin. Am Rande dieses Abgrundes, in dessen Tiefe der Bach wild dahin braust und in den jede Bewegung das Kind hätte hinabstürzen können, fand nun

Michel das Kind, welches keine andere Verwundung hatte, als am linken Arm und der Hand, woran es wahrscheinlich gepakkt worden war. Schuhe, Strümpfe und Käppchen waren verloren. Dies geschah den 12ten Juli 1763. Die Anhöhe, wo das Kind gefunden wurde, ist von der Scheüne, wo es schlummerte, etwa 1400 Schritt entfernt. Das Kind hies nun fortan das Lämmergeier-Anni und heirathete später den Schneider Peter Feütiger in Gewaldswil, wo sie im Jahr 1814 noch lebte.

74.

Die kleine Menschenretterin.

Nicht weit von der ehemaligen freien Reichsstadt Regensburg, durch welche die Donau fliest, verunglükkte einst ein mit Menschen und Gütern sehr stark beladenes Schiff. Indem es anfing zu sinken, schrieen die armen Menschen auf demselben erbärmlich um Hülfe. Aber unglükklicher Weise war Niemand mehr am Ufer, als ein kleines zwölfjähriges Mädchen, von dem man weiter keine Hülfe erwarten konnte,

als das Herbeirufen anderer Menschen. Jedoch das Mädchen dachte: Wenn du erst andere herbeirufen willst, so sind die Unglükklichen indessen vielleicht des Todes; also lieber geschwind selber geholfen! Des Mädchens Vater war ein Schiffer, von dem hatte sie etwas fahren gelernt. Sie band daher einen Kahn los, ergriff das Ruder und eilte der sinkenden Mannschaft zu Hülfe. Alles wäre vielleicht gut gegangen; aber die Unglükklichen hingen sich so haüfig an den Kahn, daß er umschlug. Das brave Mädchen verlor aber dennoch den Muth nicht; sie arbeitete sich mit allen Kräften wieder aus der Flut empor und schwamm an's Ufer, um einen grösern Kahn zu holen: mit diesem kehrte sie zurükk und rettete so über zwanzig Menschen vom Tode. — Als man sie fragte: wie sie sich habe zu dieser That entschliesen können? antwortete sie: „Das weis ich nicht. Es war mir aber unmöglich, den Jammer mit anzusehen, ohne den Leüten zu Hülfe zu kommen. Ich habe mich eben auf den lieben Gott verlassen und durch Ihn ist mir's gelungen."

75.

Die Wahrheit.

(A. d. Wdrh.)

Vier Jungfraülein von hohem Stamm,
die waren bei einander:
Ignis, Feüer, die erste mit Nam',
Aqua, Wasser, die ander.

Aër, die Luft, so hies die dritt';
dann Veritas, die Wahrheit, —
die stand da in des Gartens Mitt'
und leüchtete in Klarheit.

„Ich sehne mich gar oft nach eüch,
sprach sie mit klugen Sinnen,
drum saget mir, eh ich entfleüch,
wo soll ich eüch stäts finden?

Das Feüer sprach: „Schlag an ein' Stein
mit guten Schwertes Spizen,
so werd ich schnelle bei dir sein
und freüdig Funken sprizen."

Das Wasser sprach: „Wo Binsen stehn,
da sollst du nach mir graben;
du wirst mich bei der Wurzel sehn;
da will ich dich erlaben!“

Die Luft sprach: „Wenn an einem Baum
die Blättlein gehn und nikken,
da bin ich auch in selbem Raum,
und will dich bald erquikken!“

All drei sie sprachen wonnsamlich:
„Du edele Wahrheite,
wo sollen wir denn finden dich? —
Die Wahrheit sprach: „Im Leide!“

76.

Die frohe Lerche.

(L. Meier, v. Knonau.)

Das Leben einer Lerche war
an sanften Freüden wunderbar,

so wohl als ihres Ehegatten
und aller Kinder, die sie hatten;
sie waren wegen reines Bluts
gesund und sämtlich frohes Muths;
sie lebten ohne Nahrungssorgen,
und Lust auf heüt und Lust auf Morgen,
Lust über Lust, Freüd über Freüde
war unaufhörlich ihre Weide.

Unmöglich ist es, sprach die Alte,
daß ich noch länger mich enthalte,
mein Wohlsein herzlich zu besingen;
ich will mich in die Höhe schwingen.
Zwar sind die dunkeln Nachtigallen
die besten Sänger unter allen;
doch soll die Lerche drum nicht schweigen,
sie steht auch in der Sänger Reigen.

Izt flog sie auf, und in dem Flug
sang sie, doch sang sie nie genug.
Sie schwang sich vollends von der Erden
so hoch in's Reich der Luft empor,
als wollte sie ein Mitglied werden
der Sänger in der Engel Chor.

Sie singt, und singt sich endlich müde,
und nach dem freüdenvollen Liede
sehnt sie sich nach der Ruhe wieder,
und sank zu ihren Jungen nieder,
die sie mit Herzenslust begrüßten,
und ihre Lust mit neüer Lust versüsten.

77.

Die junge Schwalbe.

(L. Meier, v. Knonau.)

Den Ton aus der so kleinen Brust
der liederreichen Nachtigallen
hatt' eine junge Schwalbe Lust
nach ihrer Mundart nachzulallen.
Ei! Mutter, könnt' ich auch so singen,
sprach sie, wie süse würd' es klingen!
wie hörte man den Klang so weit!

Die Alte sprach: Kind, schikk dich in die Zeit!
Bleib eine Schwalbe, wie du mußt,
und was du mußt, das sei mit Lust!
Hätt' es dem lieben Gott gefallen,
wir wären alle Nachtigallen.
Mit seinem Stand zufrieden leben,
ist wohl das nüzlichste Bestreben.
Betrachte die so vielen Stufen,
die Amsel, wozu sie berufen,
wozu der buntgefärbte Specht,
wozu der Sperlinge Geschlecht,
wie andre nur nicht schwazen können
und auch dein Zwitschern dir mißgönnen.

Gut, sprach das Schwälblein, ich verehre
mit Ehrerbietung deine Lehre,
die du mir Unerfahrnen gibst,
du gibst sie mir, weil du mich liebst.
Mein Thun soll sein, sie auszuüben,
und, Mutter! dich dafür zu lieben.

78.

Treue.

(Von Flemming.)

Ein getreues Herz zu wissen,
hat des höchsten Schazes Preis.
Der ist selig zu begrüssen,
der ein treües Herze weis.

Lauft das Glükke gleich zu Zeiten
anders, als man will und meint,
ein getreües Herz hilft streiten
wider alles, was ist feind.

Sein Vergnügen steht alleine
in des Andern Redlichkeit;
hält des Andern Noth für seine,
weicht nicht, auch bei böser Zeit.

Gunst kehrt oft sich nach dem Glükke,
Geld und Überfluß zerstaübt,
Schönheit läßt uns bald zurükke,
ein getreües Herz nur bleibt.

79.

Freündlichkeit.

(Von Lohenstein.)

Dem Demant weicht Rubin, den Perlen die Korallen,
dem Balsam weicht das Öl, dem Bisam der Zibeth!
das Gold sticht Silber aus, Glas schämt sich vor Kristallen;
man weis, daß Schnekkenblut vor allen Farben geht;
des Mondes Silber muß vor Sonnen Gold erbleichen:
so muß der Freündlichkeit auch alle Schönheit weichen.

80.

Die fromme Magd.

(Von Ringwaldt.)

Eine fromme Magd von rechtem Stand
geht ihrer Frauen fein zur Hand,
hält Schüssel, Tisch und Teller weis
zu ihrem und der Frauen Preis.

Sie trägt und bringt nicht neüe Mähr,
geht still in ihrer Arbeit her,
ist treü und eines frohen Muths
und thut den Kindern alles Guts.

Sie ist stäts munter hurtig, frisch,
vollbringet ihr Geschäfte risch,
und hält's der Frauen wohl zu gut,
wenn sie um Schaden reden thut.

Sie hat dazu eine feine Gebärd,
hält alles sauber an dem Herd,
verwahrt das Feüer und das Licht
und schlummert in der Kirche nicht.

81.

G e d u l d.

Was man nicht kann meiden, soll man billig leiden.
Dekk dich und laß vorübergahn, das Wetter will seinen Willen han.
Wer will haben gute Ruh, der seh, hör und schweig dazu.

82.

Aschenputtel.

(Gbr. Grimm.)

Es war einmal ein reicher Mann, der lebte lange Zeit vergnügt mit seiner Frau, und sie hatten ein einziges Töchterlein zusammen. Da ward die Frau krank, und als sie todtkrank ward, rief sie ihrer Tochter und sagte: „Liebes

Kind, ich muß dich verlassen, aber wenn ich oben im Himmel bin, will ich auf dich herab sehen. Pflanz ein Bäumlein auf mein Grab und wenn du etwas wünschest, schüttele daran, so sollst du es haben, und wenn du sonst in Noth bist, so will ich dir Hülfe schikken, nur bleib fromm und gut.“ Nachdem sie das gesagt, that sie die Augen zu und starb; das Kind aber weinte und pflanzte ein Baümlein auf das Grab und brauchte kein Wasser hin zu tragen, um es zu begiesen, denn es war genug mit seinen Thränen.

Der Schnee dekkte ein weiß Tüchlein auf der Mutter Grab, und als die Sonne es wieder weggezogen hatte, und das Baümlein zum zweitenmal grün geworden war, da nahm sich der Mann eine andere Frau. Die Stiefmutter aber hatte schon zwei Töchter von ihrem ersten Mann, die waren von Angesicht schön, von Herzen aber stolz und hoffärtig und bös. Wie nun die Hochzeit gewesen, und alle drei in das Haus gefahren kamen, da ging schlimme Zeit für das arme Kind an. „Was macht der garstige Unnüz in den Stuben? sagte die Stiefmutter; fort mit ihr in die Küche. Wenn sie Brot essen will, muß sie's erst verdient haben, sie kann unsere Magd sein.“ Da nahmen ihm die Stiefschwestern die Kleider weg und zogen ihm einen alten grauen Rokk an: „Der ist gut für dich!“ sagten sie, lachten es aus und führten es

in die Küche. Da mußte das arme Kind so schwere Arbeit thun: früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feüer anmachen, kochen und waschen und die Stiefschwestern thaten ihm noch alles gebrannte Herzeleid an, spotteten es, schütteten ihm Erbsen und Linsen in die Asche, und da mußte es den ganzen Tag sizen und sie wieder auslesen. Wenn es müd wär Abends, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben dem Herd in die Asche legen. Und weil es da immer in Asche und Staub herumwühlte und schmuzig aussah, gaben sie ihm den Namen Aschenputtel.

Auf eine Zeit stellte der König einen Ball an, der sollte in aller Pracht drei Tage dauern, und sein Sohn, der Prinz, sollte sich eine Gemahlin aussuchen; dazu wurden die zwei stolzen Schwestern auch eingeladen. „Aschenputtel, riefen sie, komm herauf, kämme uns die Hare, bürst uns die Schuhe und schnalle sie fest! Wir gehen auf den Ball zu dem Prinzen.“ Aschenputtel gab sich alle Mühe und puzte sie, so gut es konnte; sie gaben ihm aber nur Scheltworte dazwischen, und als sie fertig waren, fragten sie spöttisch: „Aschenputtel, du gingst wohl gern mit auf den Ball?“ — „Ach ja, wie kann ich aber hingehen, ich habe ja keine Kleider.“ — „Nein, sagte die älteste, das wär mir recht, daß du dich dort sehen ließest! Wir müßten uns schämen, wenn die Leute

hörten, daß du unsere Schwester wärest; du gehörst in die Küche! Da hast du eine Schüssel voll Linsen, wann wir wieder kommen, muß sie gelesen sein, und hüte dich, daß keine böse darunter ist, sonst hast du nichts Gutes zu erwarten.“

Damit gingen sie fort, und Aschenputtel stand und sah ihnen nach, und als es nichts mehr sehen konnte, ging es traurig in die Küche und schüttete die Linsen auf den Herd, da war ein groser Haufen. „Ach, sagte es und seüfzte dabei, da muß ich dran lesen bis Mitternacht und darf die Augen nicht zufallen lassen, und wenn sie mir noch so weh thun! Wenn das meine Mutter wüßte!“ Da kniete es sich vor den Herd in die Asche und wollte anfangen zu lesen, indem flogen zwei weiße Tauben durch's Fenster und sezten sich neben die Linsen auf den Herd; sie nikten mit den Köpfchen und sagten: „Aschenputtel, sollen wir dir helfen Linsen lesen? „Ja, antwortete Aschenputtel:

die schlechten ins Kröpfchen,
die guten ins Töpfchen.“

Und pikk, pikk! pikk, pikk! fingen sie an und frasen die schlechten weg und liesen die guten liegen. Und in einer Viertelstunde waren die Linsen so rein, daß auch nicht eine

falsche darunter war, und Aschenputtel konnte sie alle ins Töpfchen streichen. Darauf aber sagten die Tauben: „Aschenputtel, willst du deine Schwestern mit dem Prinzen tanzen sehen, so steig auf den Taubenschlag.“ Aschenputtel ging ihnen nach und stieg bis auf den lezten Leitersproß, da konnte es in den Saal sehen, und sah seine Schwestern mit den Prinzen tanzen, und es flimmerte und glänzte von viel tausend Lichtern vor seinen Augen. Und als es sich satt gesehen, stieg es wieder herab und es war ihm schwer um's Herz und legte sich in die Asche und schlief ein.

Am andern Morgen kamen die zwei Schwestern in die Küche, und als sie sahen, daß Aschenputtel die Linsen rein gelesen, waren sie böse, denn sie wollten es gern schelten, und da sie das nicht konnten, huben sie an von dem Ball zu erzählen und sagten: „Aschenputtel, das ist eine Lust gewesen bei dem Tanz! Der Prinz hat uns dazu geführt, und eine von uns wird seine Gemahlin werden.“ — „Ja, sagte Aschenputtel, ich habe die Lichter flimmern sehen, das mag recht prächtig gewesen sein.“ — „Ei! wie hast du das angefangen?“ fragte die älteste. — „Ich bin oben auf dem Taubenstall gestanden.“ — Wie sie das hörte, trieb sie der Neid und sie befahl, daß der Taubenstall gleich sollte niedergerissen werden.

Aschenputtel aber mußte sie wieder kämmen und puzen; da sagte die jüngste, die noch ein wenig Mitleid im Herzen hatte: „Aschenputtel, wenn's dunkel ist, kannst du hinzugehen und von ausen durch die Fenster gukken!“ — „Nein, sagte die älteste, das macht sie nur faul. Da hast du einen Sakk voll Wikken, Aschenputtel, da lese die guten und bösen auseinander und sei fleisig, und wenn du sie morgen nicht rein hast, so schütte ich dir sie in die Asche und du mußt hungern, bis du sie alle herausgesucht hast.“

Aschenputtel sezte sich betrübt auf den Herd und schüttete die Wikken aus. Da flogen die Tauben wieder herein und thaten freündlich: „Aschenputtel, sollen wir dir die Wikken lesen?“ „Ja, —

die schlechten ins Kröpfchen,
die guten ins Töpfchen.“

Pikk, pikk! pikk, pikk! ging's so geschwind, als wären zwölf Hände da. Uud als sie fertig waren, sagten die Tauben: „Aschenputtel, willst du auf den Ball gehen und tanzen?“ — „O du mein Gott, sagte es, wie kann ich in meinen schmuzigen Kleidern hingehen?“ — „Geh zu dem Baümlein auf deiner Mutter Grab, schüttele daran und wünsche dir schöne Kleider, komm aber vor Mitternacht wie-

der!“ — Da ging Aschenputtel hinaus, schüttelte das Baümlein und sprach:

„Baümlein, rüttel und schüttel dich,
wirf schöne Kleider herab für mich!“

Kaum hatte es das ausgesagt, da lag ein prächtig silbern Kleid vor ihm, Perlen, seidene Strümpfe mit silbernen Zwikkeln und silberne Pantoffel und was sonst dazu gehörte. Aschenputtel trug alles nach Haus, und als es sich gewaschen und angezogen hatte, da war es so schön wie eine Rose, die der Thau gewaschen hat. Und wie es vor die Hausthüre kam, so stand da ein Wagen mit sechs federgeschmükkten Rappen, und Diener dabei in Blau und Silber, die hoben es hinein, und so ging's im Gallop zu dem Schloß des Königs.

Der Prinz aber sah den Wagen vor dem Thor halten und meinte, eine fremde Prinzessin käme angefahren. Da ging er selbst die Treppe hinab, hob Aschenputtel hinaus und führte es in den Saal. Und als da der Glanz der viel tausend Lichter auf es fiel, da war es so schön, daß jedermann sich darüber verwunderte, und die Schwestern standen auch da und ärgerten sich, daß jemand schöner war als sie; aber sie dachten nimmermehr, daß das Aschenputtel wäre,

das zu Haus in der Asche lag. Der Prinz aber tanzte mit Aschenputtel und ward ihm königliche Ehre angethan. Er gedachte auch bei sich: Ich soll mir eine Braut aussuchen, da weiß ich mir keine, als diese. Für so lange Zeit in Asche und Traurigkeit lebte Aschenputtel nun in Pracht und Freüde; als aber Mitternacht kam, eh es zwölf geschlagen, stand es auf, neigte sich und wie der Prinz bat und bat, so wollte es nicht länger bleiben. Da führte es der Prinz hinab, unten stand der Wagen und wartete, und so fuhr es fort in Pracht, wie es gekommen war.

Als Aschenputtel zu Haus war, ging es wieder zu dem Baümlein auf der Mutter Grab.

„Baümlein, rüttel dich und schüttel dich!
nimm die Kleider wieder für dich!“

Da nahm der Baum die Kleider wieder, und Aschenputtel hatte sein altes Aschenkleid an, damit ging es zurükk, machte sich das Gesicht staubig und legte sich in die Asche schlafen.

Am Morgen darauf kamen die Schwestern, sahen verdrieslich aus und schwiegen still. Aschenputtel sagte: „Ihr habt wohl gestern Abend viel Freüde gehabt?“ — „Nein, es war eine Prinzessin da, mit der hat der Prinz fast immer getanzt, es hat sie aber niemand gekannt und niemand ge-

wußt, woher sie gekommen ist. — „Ist es vielleicht die gewesen, die in dem prächtigen Wagen mit den sechs Rappen gefahren ist?“ sagte Aschenputtel. — „Woher weist du das?“ — Ich stand in der Hausthüre, da sah ich sie vorbeifahren.“ — „In Zukunft bleib bei deiner Arbeit, sagte die älteste und sah Aschenputtel böse an, was brauchst du in der Hausthüre zu stehen!“

Aschenputtel mußte zum drittenmal die zwei Schwestern puzen, und zum Lohn gaben sie ihm eine Schüssel mit Erbsen, die sollte sie rein lesen; „und daß du dich nicht unterstehst von der Arbeit wegzugehen! rief die älteste noch nach. Aschenputtel gedachte: wenn nur meine Tauben nicht ausbleiben! und das Herz schlug ihm ein wenig. Die Tauben aber kamen, wie an dem vorigen Abend und sagten: „Aschenputtel, sollen wir dir Erbsen lesen?“ — „Ja,

die schlechten ins Kröpfchen,
die guten ins Töpfchen.“

Die Tauben pikkten wieder die bösen heraus und waren bald damit fertig, dann sagten sie: „Aschenputtel, schüttele das Baümlein, das wird dir noch schönere Kleider herunter werfen, geh auf den Ball, aber hüte dich, daß du vor Mitternacht wieder kommst!“ Aschenputtel ging hin;

„Baúmlein, rüttel dich und schüttel dich,
wirf schöne Kleider herab für mich.“

Da fiel ein Kleid herab noch viel herrlicher und prächtiger, als das vorige, ganz von Gold und Edelgesteinen, dabei goldgezwikkelte Strümpfe und goldene Pantoffel; und als Aschenputtel damit angekleidet war, da glänzte es recht, wie die Sonne am Mittag. Vor der Thüre hielt ein Wagen mit sechs Schimmeln, die hatten hohe weiße Federbüsche auf dem Kopf, und die Bedienten waren in Roth und Gold gekleidet. Als Aschenputtel ankam, stand schon der Prinz auf der Treppe und führte sie in den Saal. Und waren gestern alle über ihre Schönheit erstaunt, so erstaunten sie heüte noch mehr, und die Schwestern standen in der Ekke und waren blaß vor Neid, und hätten sie gewußt, daß das Aschenputtel war, das zu Haus in der Asche lag, sie wären gestorben vor Neid.

Der Prinz aber wollte wissen, wer die fremde Prinzessin sei, woher sie gekommen und wohin sie fahre, und hatte Leüte auf die Srasse gestellt, die sollten Acht darauf haben, und damit sie nicht so schnell fortlaufen könne, hatte er die Treppe ganz mit Pech bestreichen lassen. Aschenputtel tanzte mit dem Prinzen, war froh und gedachte nicht an Mitternacht. Auf einmal, wie es mitten im Tanzen war, hörte es den Glokkenschlag, da fiel ihm ein, wie die Tauben

es gewarnt, erschrak und eilte zur Thüre hinaus und flog recht die Treppe hinunter. Weil die aber mit Pech bestrichen war, blieb einer von den goldenen Pantoffeln festhängen, und in der Angst dacht es nicht daran, ihn mitzunehmen. Und wie es den lezten Schritt von der Treppe that, da hatt' es zwölf ausgeschlagen, da war Wagen und Pferde verschwunden und Aschenputtel stand in seinen Aschenkleidern auf der dunkeln Strasse. Der Prinz war ihm nachgeeilt, auf der Treppe fand er den goldenen Pantoffel, riß ihn los und hob ihn auf, wie er aber unten hinkam, war alles verschwunden; die Leüte, die zur Wache ausgestellt waren, kamen und sagten, daß sie nichts gesehen hätten.

Aschenputtel war froh, daß es nicht schlimmer gekommen war, und ging nach Haus, da stekkte es sein trübes Öl-Lämpchen an, hängte es in den Schornstein und legte sich in die Asche. Es währte nicht lange, so kamen die beiden Schwestern auch und riefen: „Aschenputtel, steh auf und leücht uns!“ Aschenputtel gähnte und that, als wacht es aus dem Schlaf. Bei dem Leüchten aber hört es, wie die eine sagte: „Gott weis, wer die verwünschte Prinzessin ist! Daß sie in der Erde begraben läg! Der Prinz hat nur mit ihr getanzt, und als sie weg war, hat er gar nicht mehr bleiben wollen und das ganze Fest hat ein Ende gehabt.“ —

„Es war recht, als wären alle Lichter auf einmal ausgeblasen worden,“ sagte die andere. Aschenputtel wußte wohl, wer die fremde Prinzessin war, aber es sagte kein Wörtchen.

Der Prinz aber gedachte, ist dir alles andere fehlgeschlagen, so wird dir der Pantoffel die Braut finden helfen, und lies bekannt machen, welcher der goldene Pantoffel passe, die solle seine Gemahlin werden. Aber allen war es viel zu klein, ja manche hätten ihren Fuß nicht hinein gebracht, und wären die zwei Pantoffel ein einziger gewesen. Endlich kam die Reihe auch an die beiden Schwestern, die Probe zu machen; sie wahren froh, denn sie hatten kleine Füsse und glaubten: uns kann es nicht fehlschlagen, wär der Prinz nur gleich zu uns gekommen! „Hört, sagte die Mutter heimlich, da habt ihr ein Messer, und wenn eüch der Pantoffel doch noch zu eng ist, so schneidet eüch ein Stükk vom Fuß ab, es thut ein bischen weh, was schadet das aber, es vergeht bald und eine von eüch wird Königin.“ Da ging die älteste in ihre Kammer und probte den Pantoffel an; die Fußspize kam hinein, aber die Ferse war zu gros, da nahm sie das Messer und schnitt sich ein Stükk von der Ferse, bis sie den Fuß in den Pantoffel hineinzwängte. So ging sie heraus zu den Prinzen, und wie der sah, daß sie den Pantoffel anhatte, sagte er, daß sei die Braut, führte sie zum Wagen

und wollte mit ihr fortfahren. Wie er aber ans Thor kam, saßen oben die Tauben und riefen:

„Rukke di gukk, rukke di gukk!
Blut ist im Schukk: (Schuh)
der Schukk ist zu klein,
die rechte Braut sizt noch daheim!“

Der Prinz bükkte sich und sah auf den Pantoffel, da quoll das Blut heraus, und da merkte er, daß er betrogen war, und führte die falsche Braut zurükk. Die Mutter aber sagte zur zweiten Tochter: „Nimm du den Pantoffel, und wenn er dir zu kurz ist, so schneide lieber vorne an den Zehen ab. Da nahm sie den Pantoffel in ihre Kammer, und als der Fuß zu gros war, da biß sie die Zähne zusammen, und schnitt ein gros Stükk von den Zehen ab und drükkte den Pantoffel geschwind an. Wie sie damit hervortrat, meinte er, das wäre die rechte und wollte mit ihr fortfahren. Als er aber in das Thor kam, riefen die Tauben wieder:

„Rukke di gukk, rukke di gukk!
Blut im Schukk:
der Schukk ist zu klein,
die rechte Braut sizt noch daheim!“

Der Prinz sah nieder, da waren die weißen Strümpfe der Braut roth gefärbt und das Blut war hoch herauf gedrungen. Da brachte sie der Prinz der Mutter wieder und sagte:

„Das ist auch nicht die rechte Braut; aber ist nicht noch eine Tochter im Haus?“ Nein, sagte die Mutter, nur ein garstiges Aschenputtel ist noch da, das sizt unten in der Asche, dem kann der Pantoffel nicht passen. Sie wollte es auch nicht rufen lassen, bis es der Prinz durchaus verlangte. Da ward Aschenputtel gerufen, und wie es hörte, daß der Prinz da sei, wusch es sich geschwind Gesicht nnd Hände frisch und rein; und wie es in die Stube trat, neigte es sich, der Prinz aber reichte ihr den goldenen Pantoffel und sagte: „Prob ihn an! und wenn er dir paßt, wirst du meine Gemahlin.“ Da streift es den schweren Schuh von dem linken Fuß ab, sezt ihn auf den goldenen Pantoffel und drükkte ein klein wenig, da stand es darin, als wär er ihm angegossen. Und als es sich aufbükkte, sah ihm der Prinz in's Gesicht, da erkannte er die Prinzessin wieder und rief: „Das ist die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und die zwei stolzen Schwestern erschraken und wurden bleich, aber der Prinz führte Aschenputtel fort und hob es in den Wagen, und als sie durch's Thor fuhren, da riefen die Tauben:

„Rukke di gukk, rukke di gukk!
Kein Blut im Schukk:
der Schukk ist nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim!“

83.

Ärntelied.

(Von Contessa.)

Was heüt noch grünt und frisch dasteht,
wird morgen schon hinweggemäht:
die edlen Narzissen, die Zierden der Wiesen,
die schön Hiazinthen, die türkischen Binden:
hüte dich, schön's Blümelein!

Viel hundert tausend ungezählt,
was nur unter die Sichel fällt:
ihr Rosen, ihr Liljen, er wird eüch vertilgen!
Die Kaiserkronen wird er nicht verschonen;
hüte dich, schön's Blümelein!

84.

Ärntevögelein.

(Von Friedr. Rückert; nach den Theüerungsjahren 1816 und 17 im Segensjahr 1818).

Ich hört ein Sichlein klingen, wohl klingen durch das Korn;
ich hört ein Vöglein singen: „Vorbei ist Gottes Zorn!“

Das Sichlein klang so köstlich, das Vöglein sang so laut,
das Sichlein klang so tröstlich, das Vöglein sang so traut.

„Ich Vöglein in den Lüften bin frei von irdscher Noth;
ich find in Waldes Klüften wohl auch mein täglich Brot.

Doch mehr als dunkle Wälder preis ich an diesem Tag
die hellen Ährenfelder mit reifem Ärnt-Ertrag.

Ich hörte ferden klagen, als man das Korn hier schnitt,
und fing selbst an zu zagen, als litt ich selbst damit.

Ich sah sie so sich grämen; ein einzig Körnlein nur
hätt ich nicht mögen nehmen, da man das Korn einfuhr.

Ich wollte, da sie draschen und gar so wenig blieb,
mir auch kein Körnlein haschen, um nicht zu sein ein Dieb.

Wohl hätt ich einem Reichern recht viel genommen gern,
der aber hielt in Speichern verschlossen seinen Kern,

und wenn ein armes Knäblein stand bettelnd vor der Thür,
reicht er vom schwarzen Läblein ein dünnes Stükkchen für.

Ich sah die armen Knaben drauf in die Wälder gehn,
nach wilden Wurzeln graben, das war hart anzusehn!

Ich konnt es wohl ermessen, sie waren Brot gewohnt;
mit Wurzelein zu essen, war ihnen schlimm gelohnt.

Die Würzlein schmekkten bitter, der Hunger war der Koch,
die Kindlein und die Mütter asen die Würzlein doch.

Als nun sich Beerlein streiften mit rothem Glanz im Wald
und überroth bald reiften, da freüt ich mich alsbald.

Des armen Völkleins willen, daß Gott es nicht verlies,
den Hunger ihm zu stillen, die Beerlein wachsen hies.

Da sah ich einzeln laufen auch Kindlein hie und dar,
doch nicht in hellen Haufen, wie ich's gedacht fürwahr.

Wie? können sie entrathen das süse Waldgericht?
da hört ich, daß sie's thaten aus Furcht vor'm Jäger nicht.

Es schrekkte sie der Jäger, daß nicht zertreten sei
der Wald, verstört die Läger des Wildes vom Geschrei.

Ich war vor diesem Falle dem Jäger schon nie grün,
jezt hätt ich Gift und Galle gar mögen auf ihn sprühn.

Da flog ich jeden Morgen vom Wald nun aus zu Feld,
zu sehn, ob noch geborgen die Hoffnung sei der Welt.

Ich zählte jede Ähre, die auf dem Akker stand,
als ob sie selbst mir wäre des Lebens Unterpfand.

Ich zählte alle Ähren und überschlug im Flug,
ob auch, das Land zu nähren, der Ähren wären gnug.

Ich sah genug der Ähren, sie wuchsen schön heran;
doch langsam schien's zu währen, wenn Hungernde sie sahn.

Ich sah auch Blumen drunter, das mühte sonst mich nie,
ich dacht, es würde bunter nur das Getraid durch sie.

Doch heüer hätt ich gerne die Blumen ausgerauft
und einem Samenkerne ein Pläzlein mehr erkauft.

Für sanften Regenschauer sang ich sonst Gottes Lob;
doch jezt macht' er mir Trauer, weil er die Ärnt aufschob.

Und auch vor den Gewittern, davor mir nie war leid,
begann ich jezt zu zittern für's zitternde Getraid.

Ihr denkt, daß für mein Nestlein hab' etwa mir gegraut;
wißt, daß auf kleinem Ästlein ich mir hab eins gebaut.

Ach Gott, ich sah zerschlagen die Frucht in einem Gau,
als man die Ärntewagen schon rüstete zur Schau.

Nun Gott sei, der im Schmettern der Wetterwolken wohnt,
gelobt, daß er mit Wettern hat diesen Gau verschont.

Die Sicheln hör ich klingen, so freüdig ist der Klang:
darüber soll sich schwingen zum Himmel mein Gesang.

Ihr Menschen, die ihr ärntet und dazu schweiget noch,
ich denke, daß ihr lerntet den Werth der Halme doch!

Ihr aber seid vom Qualme der Noth noch so erstikkt,
daß ihr zum Schnitt der Halme kein Lied zum Himmel schikkt.

Ja, laßt die Kehle schweigen, daß sie die Hand nicht stört;
ich will für eüch den Reigen anstimmen, daß ihr's hört.

O leset von dem Grunde die einzlen Hälmlein auf
und traget sie zu Bunde und traget sie zu Hauf!

Es sind so nah die Garben den Scheüern, körnerschwer;
und die bis jezt nicht starben, sie sterben jezt nicht mehr.

Laßt von des Grams Beschwerden aufathmen nun die Brust;
ihr werdet satt nun werden und satt werd ich vor Lust.

Gott, dessen Gnadenleüchte am Himmel wieder wacht,
Gott, der den Hunger scheüchte durch seine Segensmacht, —

er möge nur die Seüchen, die mit dem giftgen Hauch
her hinter'm Hunger keüchen, nun gnädig scheüchen auch,

daß auf dem Erdenkreise nun wieder Leben sei
und wenn ich ihn durchreise, ich mich kann freün dabei.

Ich hab an diesen Orten die Ärnte nun gesehn,
nun muß ich da und dorten sie auch zu sehen gehn.

Die vollen Garben nikken, ihr habet jezt genug;
so darf ich denn wohl pikken ein Körnlein auch im Flug.

Wollt es mir nicht versagen zu meines Singens Lohn!
Ich [illegible]'s zum Opfer tragen hinauf an Gottes Thron."

85.

Herbst.

Der Herbst mit kühlen Lüften haucht über's Feld,
und Blumen sind den Triften kaum mehr gesellt;
die wengen, die noch blühen im lezten Trieb,
sucht man mit herzgen Mühen und hegt sie lieb.

86.

Die Schwalben.

(Von L. Meier, v. Knonau.)

Als sich zur Herbstzeit nach und nach
die Kälte merklich spüren lies,
und jezt mit mehrem Ungemach
des Nordens Hauch noch zu ihr sties,
empfand die alte Schwalbe bald,
daß es sich eilends retten galt.

Sie fliegt sofort den Teichen zu,
und rüstet sich zur Winterruh,
um jener Zeiten zu erwarten,
die sich für sie schon manchen Lenzen
in diesen sonst so feüchten Gränzen
in schönster Klarheit offenbarten.

Sie nahm die lieben Jungen mit,
um ihnen diesen nassen Schritt
durch gutes Beispiel zu belieben.
Bald sahe man die Alte sich
schon wirklich im Benezen üben.
Dies schien den Jungen wunderlich.
Und eine sagte zu der andern:
Ei, welcher ekler Weg zum Wandern!
Wer stürzt sich gern mit Vorbedacht
in eine schwarze, kalte Nacht?
Nein, nein, der Kälte zu entweichen,
eilt niemand zu den feüchten Teichen.

Nichts desto minder regte sich
in jedem Schwälbchen innerlich
ein Etwas, welches immer sprach:
Fort, fort, folgt eürer Mutter nach!

Die alte frischt sie tapfer an,
und sagte: Kinder, glaubt es mir,
den Schritt hab ich schon oft gethan;
kommt es eüch gleich so seltsam für.
Ein heldenmüthiger Entschluß
verschafft eüch sicher den Genuß
von jenen oft gelobten Zeiten,
von tausend neüen Lieblichkeiten.
Wagts nur; durch Zaudern würd' es immer
für unsern ernsten Vorsaz schlimmer!
Und als sie noch ein Lied gesungen,
sprach sie: „Nun gute Nacht, ihr Jungen!
So muß es und nicht anders sein! —
und senkt sich in den Teich hinein.
Die Schwalbe fügte so die That
zu ihrem wolgegründten Rath.

Ihr Beispiel lokkt die Jungen an,
die thaten so, wie sie gethan.
Der Winter kam mit kalter Luft,
mit Schlossen, Schnee, mit Eis und Duft;
dann folgt des Jahres schönste Zeit,
voll Wonne, voller Lieblichkeit;

und von des Westwinds lauem Weben
kam in die Schwalben neües Leben.
Sie rühmten alle, daß die Stunden
mit solcher Schnelligkeit verschwunden,
als hätten sie nur eine Nacht
mit sanftem Schlummer zugebracht.

87.

Der arme Flor.

(Von Jung-Stilling.)

An einem schönen Nachmittage um die Zeit der Weinlese, wenn die Blätter gelb werden, und bei dem geringsten Lüftchen knisternd von den Baümen rieseln, wenn alle Getraidefelder kahl sind, die Kühe in kleinen Herden über die Stoppeln hinweiden, und jeder Hügel einen schiefen langen Schatten über die Gefilde hinwirft; kam der arme Flor, ein Knabe von zehn Jahren, einen einsamen Fußpfad den Berg herab gegangen. Er war barfuß, seine schwarzbraunen Füsse, mit einer dikken Schwiele überzogen, hatten sich ge-

wöhnt, ohne Verlezung auf scharfen Steinen hinzugehen; seine Haut war durch Kälte, Sonnenschein, Regen und Wind so abgehärtet, daß ihn auch das Rizen der Dornen und Disteln am Wege nicht schmerzte. Er war mit einem zerrissenen kleinen Hemdchen und mit erbettelten leinenen gelappten Kleidern behangen; seinen runden, vollwangigen, schön gelokkten Kopf bedekkte ein zerrissener, von Alter grau gewordener, groser Hut, durch dessen Spalten die weißlichen Hare haüfig hervorquollen; an seiner Seite hing sein Brotsakk, und in der Hand hatte er einen starken haselnen Stokk, die feindseligen Hunde damit abzuwehren.

So wie er den Fußpfad schief den Berg herab kam, sah er vor sich eine schöne Wiese, und jenseit der Wiese einen Wald, in welchem oben auf der Höhe ein dikker Rauch emporstieg; rechter Hand, einen Steinwurf weit vom Wege, lag ein Rübenstükk, welches rundum mit einem Faden umzogen war, an welchem alte Lumpen hingen, die, wenn sie der Wind bewegte, das Wild zu verscheüchen bestimmt waren. Der arme Flor eilte hin in die Wiese an den Bach, legte sich, trank, und sezte sich neben einen Erlenstrauch auf den Rasen hin; er war hungrig, daher machte er seinen Sakk auf, und als er nur Krumen und ein paar trokkene Bissen Brotes fand, gingen ihm seine hellen blauen Augen über und die

Thränen flossen ihm häufig die braunen Wangen herunter; er seüfzte tief, und sagte bei sich selbst: „O meine liebe Mutter, nun hab ich dich nicht mehr!“ — Er weinte laut; — „immer hattest du Brot, und wenn mein Sakk leer war, so gabst du mir von dem deinen; — jezt bin ich oft hungrig, und dann hab ich nicht viel. „Er gukkte wieder in den Sakk in alle Ekken, las alle Brokken zusammen und aß sie. Nun fuhr er wieder fort: „O liebe Mutter! wenn du nur nicht gestorben wärest! Dein arme r Flor geht nun in der Welt allein betteln, wie ein armes Kichlein, das seine Glukkhenne verloren hat, umhergeht und kläglich pipt. — Du sagtest mir oft: unser Herr Gott habe alle Menschen lieb, er sähe sie alle, wenn sie ihn auch nicht sähen, und wenn man auch vor ihm bettelte, so sei er gut und gäbe einem oft etwas. Nun, lieber Gott! ich will auch an deiner Thür betteln; du mußt wohl reich und gros sein, weil du den Himmel, die Sonne und alles gemacht hast; gib mir doch diese Nacht eine gute Herberge, und mache doch, daß ich den Winter nicht so frieren muß! Gib doch auch dem armen Flor etwas!“ — Nun weinte er wieder. — „O liebe Mutter! — aber sie ist nun todt, und ich seh sie nicht wieder, und so eine Mutter bekomm ich in meinem Leben nicht wieder.“ — So klagte er; dann fiel ihm ein, er habe gesehn, daß die Leüte schwarze

Kleider haben, schwarz Zeüg auf dem Hut tragen, wenn ihnen jemand gestorben ist; und daß andere Leüte, wenn sie das sehen, traurig werden und Mitleiden mit denen haben, die solche Kleider tragen; aber der arme Flor hatte so nichts!

Indem er so bei sich klagte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, und er bekam Lust, rohe Rüben zu essen; aber seine Mutter hatte ihm befohlen, nie etwas zu stehlen. Indessen kam ein Mädchen, welches eine weiße Ziege an einem Bande leitete, um sie neben dem Rübenfelde auf den Stoppeln zu weiden. Der arme Flor machte sich nun auf, und wanderte zu dem Mädchen hin. Es war ein Bauernmädchen, auch etwa zehn Jahr alt; sie weidete ihre Ziege ruhig und lies den Knaben bei sich kommen, ohne ihn zu fürchten.

Mägdchen! fieng er an: ich möchte gern ein paar Rüben essen, aber ich darf nicht, gehören sie eüch zu?

„Ja! wo bist du her?“

Lieber Gott! ich hab keine Heimath, ich bin ein armer Knabe, ich heise Florentin, die Leüte heisen mich aber den armen Flor.

Das Mädchen machte eine sehr freündliche Mine, „du heisest Florentin, sagte sie; das ist ein gar schöner Name; ich heise Rosine.“

Das ist auch ein gar schöner Name; aber meine Mutter hies Helena. Der Name ist doch noch hübscher.

„Wo ist denn deine Mutter?“

Sie ist gestorben und begraben.

Nun machte das Mädchen eine traurige Mine. „Du armer Florentin sagte sie; wie lang ist sie todt?“

Schon acht Tage. Der Knabe weinte wieder, und das Mädchen hatte auch nasse Augen.

„Hör, Florentin: du sollst keine rohen Rüben essen; bist du denn hungrig?“

Ja, ich bin hungerig, Rosine!

„Nun, so will ich mein Nachmittagsbrot mit dir theilen.“ Hier zog sie ein doppelt geschlagenes Butterbrot aus der Tasche.

Nein, sagte Florentin, da eß ich nichts von; du hast sonst nicht genug.

„O! ich bin gar nicht hungrig, auch eß ich mich diesen Abend wieder satt, und du weist noch nicht, wo du diesen Abend etwas bekommst.“ Nun zog sie ein kleines Messerchen aus dem Sakke, und theilte das Butterbrot in zwei ungleiche Theile, das gröste aber gab sie dem armen Flor. Die beiden sasen beisammen und asen sehr vergnügt. Nun fielen dem armen Knaben aber wieder die Trauerkleider ein.

Hör, Rosine! (fing er an, nachdem er seinen Antheil aufgegessen hatte) die Leüte haben so etwas Schwarzes auf den Hüten, wenn ihnen jemand gestorben ist; ich möchte auch gern so etwas haben, aber ich hab nichts.

„Ja freilich, armer Flor! du solltest einen Flor auf dem Hut haben; ich hab auch keinen, sonst gäb ich dir ihn." Indem schaute sie umher, und siehe, dort hing an dem Faden, welcher um das Rübenfeld gezogen war, ein Stükk von einem alten schwarzen kreppenen Rokke von ihrer Mutter. Flugs sprang sie hin, riß einige lange Streifen davon ab und brachte sie. Der arme Flor sprang auf, freüte sich, sie aber sezte sich und suchte Stekknadeln zusammen, und Florentin gab ihr seinen Hut hin. Allein, jeder Versuch, die Lappen ordentlich auf den Hut zu bringen, war vergeblich; denn er war so fest vernäht, daß man sie nicht dazwischen durchschieben konnte.

Endlich fing das Mädchen an: Da fällt mir etwas ein: unser Herr Amtmann hatte einmal einen Flor um den Arm, als er trauerte. Das geht an, versezte Florentin, und flugs hatte ihm Rosine die alten schwarzen kreppenen Streifen mit Stekknadeln um den zerlumpten Arm ziemlich ordentlich befestigt.

Die beiden brachten in vertraulichen und kindlichen Ge-

sprächen noch etwa eine Stunde zu: nun aber begann es Abend und kühl zu werden.

Aber Florentin! sagte Rosine, wo wirst du diese Nacht schlafen?

„Darf ich denn nicht mit in eüer Dorf gehen?“

Ach nein! wir haben einen bösen Nachtwächter, der jagt dich fort! —

„Bekümmere dich nicht, Rosine! ich hab noch immer einen Ort gefunden, wo ich herbergen kann, aber ich geh nicht gern von dir.“ — Die Thränen stunden ihm in den Augen. Rosine weinte auch. Hör! sagte sie endlich, siehst du dort den Rauch oben im Wald? Er antwortete: Ja! Da ist ein Kohlenbrenner, fuhr sie fort; das ist gar ein guter Mann, der nimmt als die Leüte ins Haus, wenn sie der Nachtwächter fortjagt; da geh du hin!

Nun stand Florentin auf, nahm seinen Stokk und dankte und grüßte Rosinen herzlich, und wanderte fort, auf den Kohlbrenner zu. Rosine aber trieb ihre Ziege nach Haus.

Ruprecht Kehl, der Kohlenbrenner, wohnte in dem Dorfe, in welchem auch Rosine mit ihren Ältern war. Dieses Dorf lag am Ende des Thales unter einem Berge, und bestund aus dreisig wirthschaftlichen Familien, die sich

alle von dem Akkerbaue und der Viehzucht ordentlich nährten. Unter allen war vielleicht der Kohlbrenner Ruprecht Kehl der wohlhabendste. Er war ein langer, hagerer siebenzigjähriger Mann, mit schneeweißen Haren; seine Frau war schon vor vielen Jahren gestorben. Er hatte eine Tochter bei sich verheirathet, die aber keine Kinder hatte. Ihr Mann hies Lorenz, und war ein fleisiger und guter Bauer.

Der alte Ruprecht wandelte am Abend dieses Tages um seinen brennenden Meiler herum, zu sehen, was noch etwa vor der Nacht daran zu thun sei. Die nach dem fernen westlichen Gebirge sich zum Untergange neigende Sonne strahlte zwischen den Baumstämmen auf den ehrlichen Alten her, und er begann eben sein Abendlied zu singen, als der arme Flor durch's Laub daher rauschte und auf ihn zu kam. Vater! fing er an, wollt ihr mich diese Nacht wohl beherbegen?

„Das weis ich noch nicht.“

O, herberget mich doch! Da war ein Mädchen auf dem Feld, das hies Rosine, und hütete eine Ziege, das sagte mir: ihr wärt ein so guter Mann, ihr würdet mich herbergen.

„Das könnte wohl geschehen, wenn ich nur wüßte, daß du ein braver Knabe wärst: denn schau! böse Kinder kann ich nicht leiden. Bist du denn allein?“

Ja! meine Mutter ist vor acht Tagen gestorben, ich hab keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder und keine Schwester mehr.

„Wie alt bist du?“

Ich bin im zehnten Jahr.

„Hör, Junge! wenn ich wüßte — doch bleib da bei mir, ich will dich herbergen. Bist du auch hungrig?“

Nein, jezt nicht mehr. Rosine hat mir ein groses Stükk Butterbrot gegeben.

„Rosine ist ein brav Mädchen. Aber hör, Junge! Rosine war nun so gut gegen dich, warst du denn auch gut gegen sie? — Schau! da geben dir die Leüte immer zu essen und herbergen dich, und sind dir doch nichts schuldig; denkst du auch wohl dran?“

O ja, Vater! meine sel. Mutter sagte oft: Gukk, Florentin! die Leüte sind uns nichts schuldig und geben uns doch zu essen; wenn du nun gros wirst, mußt du arbeiten lernen und den Leüten wieder Gutes thun. Aber, da denk ich denn so: wenn ich so herumgeh betteln, wie kann ich aber all den Leüten helfen arbeiten, die mir etwas gegeben haben? und da wünsch ich denn, daß ich doch nicht mehr zu betteln brauchte; ich muß sonst der ganzen Welt helfen arbeiten.

Der alte Ruprecht lachte herzlich, und fragte:

„Ja, warum bettelte denn deine Mutter? warum arbeitete sie nicht?“

Ach lieber Gott! sie war immer krank.

„Das ist ein anders, Junge! du gefällst mir; ich will dich herbergen und dir auch zu essen geben. Aber, bist du denn auch des Bettelns müde?“

O Vater! wenn ich nur nicht zu betteln brauchte, so wollt' ich gerne immer nur Brot essen und Wasser trinken und zerrissene Kleider haben. Ich dachte so dran, wie ich eben bei Rosine war, warum ich betteln müßte und Rosine nicht, und da wurde mir das Betteln ganz leid.

„Warte, du Junge! sez dich da bei der Kohlhütte nieder.“ Nun sang Ruprecht sein Abendlied wieder fort.

Nachdem die Sonne nun untergegangen war und der Mond mit seiner vollen gelben Scheibe durch der Baumäste schimmerte, kam Ruprechts Tochter mit einem Korbe auf dem Kopfe, um ihrem Vater sein Essen zu bringen. Der Alte eilte ihr entgegen, half ihr den Korb vom Kopfe heben und fing an:

Schau, Martha! da ist eben ein armer Junge hergekommen, er heist Florentin, er hat keine Mutter, keinen Vater und keine Geschwister; er gefällt mir, nimm ihn mit

und herberge ihn. Ich wollte, daß du ihn einige Tage im Haus behieltest.

Das will ich gern thun, antwortete Martha, man lernt dann seine Natur kennen.

So ist's, fuhr der Alte fort, wenn er brav ist, und sonst keinen Anhang hat, und die Wahrheit gesagt hat, so könnt ich ihn behalten und aufziehen; du hast ja doch keine Kinder; man muß aber auch hören, was dein Mann dazu sagt.

Freilich! versezte Martha: der wird aber nichts dagegegen haben, wenn Ihr und ich damit zufrieden sind.

Der arme Flor stand auf, hüpfte für Freüden, kam herbei, stand vor Martha hin und lächelte ihr ins Gesicht wie ein Engel. Marthen gingen nun die Augen über. Ei! sagte sie, das ist ja ein lieber Knabe, komm du mit mir nach Haus, und wenn du brav bist, so will ich deine Mutter sein.

Florentin sah auf seinen Arm und sagte: Ja, ich will brav sein.

„Was hast du da um den Arm?" fragte Martha.

Ich habe da etwas Schwarzes um den Arm, weil meine Mutter gestorben ist.

„Du armer Schelm! wer hat dir das umgestekkt?"

Ein Mädchen dort bei dem Rübenfeld, es heist Rosine.

„Rosine ist gar ein braves Mädchen. Aber, wie lang willst du denn das Ding um deinen Arm tragen?“

So lang, bis Ihr gewiß wißt, daß ich brav bin.

Der alte Ruprecht und Martha sahen sich an, und verwunderten sich. Ha! sagte Ruprecht, der Junge hat Menschenverstand. Weis Gott! fuhr Martha fort, er denkt, dann bekäm er mich zur Mutter und dann brauch er nicht mehr zu trauren. Jung, geh mit!

Martha wünschte nun ihrem alten Vater freündlich eine gute Nacht. Er dankte ihr und sagte: Grüß mir deinen Mann! Florentin wünschte ihm auch eine gute Nacht. Ruprecht dankte ihm und sagte: Junge, mach, daß dein Flor vom Arm kommt! Er antwortete: den laß ich um, bis hier diese Mutter sagt, ich sollt ihn abthun. Martha nahm ihn an der Hand, ging mit ihm fort, und verplauderte den ganzen Weg mit ihm bis in die Hausthüre.

Lorenz, ihr Mann, sas am Feüer, mit dem Ellenbogen auf die Knie gestüzt. Sieh hier, Lorenz! fing Martha an, da schikkt dir mein Vater einen Sohn, wenn du willst; r läßt dich auch grüsen. Lorenz drehte den Kopf um,

sah den Jungen trokken an und sagte: Ich danke. Nun that Martha ihre Geschäfte und sagte nichts weiter.

Florentin stellte sich Lorenzen gegenüber und sah ihm starr in's Gesicht; denn dem Manne traute er nicht. Lorenz sah ihm ebenfalls mit unverwandten Augen an. Als dies so eine Weile gedauert hatte, krazte sich Florentin hinter den Ohren und sah sich nach Martha um. Diese aber kehrte sich auch an ihn nicht, sondern fütterte ihr Vieh. Indessen gukkte ihm Lorenz noch immer starr und trokken in's Gesicht. Florentin konnte den Blikk nicht länger mehr ausstehen; er drehte sich um und fing still an zu weinen. Lorenz merkte wohl, wo es ihm fehlte, und das Weinen des Knaben war ihm schon Zeügnis genug von seinem Herzen. Er brach nun das Stillschweigen und fing an: „Junge, wie heisest du?“

Der arme Knabe fuhr zusammen, als er von diesem ernsten Gesichte eine Stimme vernahm. Zitternd antwortete er: Ich heise Florentin.

„So! — Komm her, Florentin!

Der Knabe machte sich schüchtern herzu.

„Gib mir deinen Brotsakk her!

Florentin gukkte ihn mit offenem Munde und Augen an und zog langsam den Sakk von der Schulter. Lorenz

nahm den Sakk, rollte ihn zusammen und legte ihn an's Feüer. Den brauchst du nun nicht mehr, sagte er. Florentin that einen tiefen Seüfzer; dies war eine Stimme der Natur, die Gott von Herzen dankte. Er gukkte starr in's Feüer, seüfzte noch ein paar mal und Thränen rollten ihm die vollen Wangen herunter.

Martha kam indessen auch an's Feüer. Sie hatte wohl bemerkt, was ihr Mann gethan hatte. Da sie ihn aber genau kannte, so redete sie ihn nicht an, sondern schwieg ganz still: denn wenn seine Sele einen schönen Gang gehen wollte, so durfte man ihm kein Wort sagen, sonst wurde er gestört, und aus seinem ganzen schönen Plane ward nichts.

Nachdem er nun wieder eine Weile mit ernster Mine in's Feüer gegukkt hatte, und der Brotsakk nun zum Theile verbrannt war, so nahm er langsam die Feüerzange von der Wand und scharrte vollends die übrigen Lumpen in die Glut, stüzte sich wieder auf seine Knie und sah in's Feüer, bis alles in Asche verwandelt war. Nun stund er rasch auf. Florentin fuhr in einander und sprang zur Seite aus. Lorenz lächelte ein wenig und rief: Martha!

„Was willst du, Mann?“

Wo ist meine wollene Kappe?

„Sie liegt droben im Schrank.

Hör, Florentin! geh, wirf deinen Hut in den Stall.

Florentin lächelte, sprang hin und warf ihn weg. Lorenz ging nun die Treppe hinauf und holte eine schöne wollene Kappe und gab sie ihm.

Nun ging's nach und nach an's Essen. Lorenz dekkte den Tisch und Martha brokkte Brot in eine tiefe irdene Schüssel, schüttete eine süse Milch dazu und trug sie in die Stube. Florentin sezte sich indessen ganz geduldig an das Feüer, wo Lorenz gesessen hatte.

Über dem Essen erzählte nun Martha ihrem Manne alles, was zwischen ihrem Vater, ihr und dem Knaben vorgefallen war, und daß sie ihm versprochen habe, seine Mutter zu sein, wenn er sich brav aufführen würde.

„Dafür laß mich sorgen, Martha! — antwortete Lorenz, das kommt auf die Erziehung an.“

Nicht ganz, lieber Mann! es gibt Kinder, die hart erzogen werden und doch nicht gerathen.

„Hart — und gut ist ein Unterscheid; es kommt nur auf ein weiches Herz an.“

Eben das mein ich, lieber Lorenz! das mein ich.

„Nun ja! aber der Junge hat ein weiches Herz, er weinte, als ich ihn ernst ansah; weinte und seüfzte, als sein Brotsakk brannte. Ein böser Knabe hätte, wenn ich ihn

ernst angesehen hätte, entweder wie ein Schalk gelächelt oder hätte mürrisch ausgesehn. Und bei dem Brennen des Brotsakkes hätte er entweder hart gelacht oder wäre bös geworden."

Er kommt mir auch vor als ein guter Knabe: er hat ein schönes, gutes Gesicht; er wird gar sauber aussehen, wenn er einmal gereinigt ist und in andern Kleidern stekkt.

Die beiden liesen nun für den Florentin einen guten Theil Suppe in der Schüssel, asen noch ein Butterbrot zusammen und riefen den armen Flor in die Stube. Lorenz hies ihn an den Tisch kommen, er selbst blieb auch daran sizen; Martha aber hatte Geschäfte in der Küche.

Der Knabe sas nun am Tische, Lorenz legte ihm einen Löffel vor, und sagte: Nun iß dich satt, Florentin! Der gute Junge fing munter an zu essen. Über eine Weile fing Lorenz an: Sag mir doch, Florentin! was denkst du bei dem Essen?

„Ich bin so froh, daß ich zu so guten Leüten gekommen bin."

Aber, warum sind wir denn so gut gegen dich? Du hast uns ja noch nichts gearbeitet, und wir kennen dich nicht einmal.

„Das weis ich nicht."

Besinne dich einmal, woher es kommt, daß wir gut gegen dich sind?

„Ich bin arm und da habt ihr Mitleiden mit mir, weil ihr gut seid.“

Haben denn alle Leüte solch Mitleid mit dir?

„O nein! so Leüte hab ich noch nie angetroffen.“

Aber, wir haben auch manchen Bettelknaben angetroffen, und noch keinem haben wir das gethan, was wir dir thun wollen. Junge! kennst du unsern Herr Gott?

„Meine sel. Mutter hat mir viel von ihm gesagt, daß er alles geschaffen habe und daß er einen versorge und daß er den Leüten die Herzen — Ha! jezt fällt mir etwas ein, o da dachte ich nicht dran!“

Was ist's denn? —

„O Gott! o Gott! (die Thränen kamen ihm in die Augen) diesen Nachmittag hab ich bei unserm Herr Gott gebettelt, er möchte mir doch diese Nacht eine gute Herberge bescheren und mir helfen, daß ich doch diesen Winter nicht zu frieren brauchte, und er möchte mir doch etwas geben. O Gott! o Gott! jezt weis ich's, er hat gemacht, daß ihr und der alte Vater und die Mütter mir gut geworden seid.“

Lorenz trokknete sich die Augen und rief: Martha! Sie kam.

„Hör, Martha! der Knabe kann beten und Gott erhört ihn.“ Er erzählte ihr, was Florentin gesagt hatte. Marthen gingen auch die Augen über. Lorenz! sagte sie, der Knabe soll unser Kind sein.

Martha machte ihrem Florentin einige neüe hübsche Hemden, und Lorenz kleidete ihn vom Haupte bis zum Fuß und gab ihm Alltags- und Sonntagskleider. Seine Schlafstelle bekam er in der Kammer des alten Ruprechts, der ihm alte Geschichten erzählte und viel Gutes sagte.

Nun rükkte der Winter herbei, und Ruprecht, Lorenz und Martha fingen an zu überlegen, was sie mit ihrem gefundenen Knaben machen wollten. Es wurde endlich einhällig beschlossen, ihn diesen Winter in die Schule zu schikken: denn er kannte noch keinen Buchstaben, geschweige, daß er hätte lesen können. Florentin war auch recht wohl damit zufrieden: denn er hörte oft den alten Ruprecht in der grosen Hausbibel lesen, und dann wünschte er, solche Geschichten auch lesen zu können. Er fing also an, in die Schule zu gehen. Zu seiner grösten Freüde fand er auch Rosinen daselbst. Er hatte sie schon zuweilen gesehen, aber wenig mit ihr reden können; denn Lorenz erlaubte ihm ganz und gar nicht, auf die Strasse zu gehen und mit andern Knaben herumzulaufen, sondern er gab ihm immer Be-

schäftigungen im Hause, womit er die Zeit zubringen mußte. Rosine war ihrer Seits auch froh, mit Florentin umzugehen: denn er war nun reinlich und wohl gekleidet und sah viel besser aus, als damals. Nur das einzige, was hr an ihm mißfiel und warum sie sich seiner schämte, war, idaß er auf der Schule zu allerunterst und unter den Knaben von 4 bis 5 Jahren sas. Dies konnte Rosine nicht ertragen; sie ging also zum Schullehrer, der ein gar braver, vernünftiger und sehr guter Lehrer war, und bat ihn, daß er ihr erlauben möchte, den Florentin das ABC zu lehren. Der Lehrer erlaubte ihr das mit Freüden, besonders da sie auserordentlich gut lernte, singen konnte, schön schrieb, und Mädchen von zwölf Jahren unter sich hatte, denen sie beihalf.

Es währte auch gar nicht lang, so konnte Flor nicht nur fertig lesen, sondern er begriff auch alles, was er las; er fing nun auch an, zu schreiben und den Katechismus zu lernen.

Rosinens Ältern waren auch ziemlich wohlhabende und gar gutherzige Bauersleüte, doch waren sie nicht so mildthätig, als Ruprechts Leüte, hatten auch nicht so viel Verstand. Rosinens Vater hies Niklas, und ihre Mutter Klara; sie war eine sehr gute, liebe Frau; sie hatten keine Kinder, als Rosine, und liebten das Mädchen aus der Ma-

sen; doch erzogen sie dasselbe nicht weichlich, sondern recht ordentlich.

Als nun Ruprecht und Lorenz sahen, daß der Knabe so fleisig war und so herrliche Gaben hatte, gewannen sie ihn noch lieber, und besonders als sie gar keine Neigung zu läppischem Muthwillen an ihm fanden. Er that, was man ihn hies, mit Freüden und hürtig, und wenn er's gethan hatte, so las er entweder, oder krizelte mit der Feder. Zuweilen kam auch der Lehrer des Abends hin zu Lorenzen und Ruprecht, und dann redeten sie zusammen von Florentin, und was man noch aus ihm machen könnte. Auch wurde oft von Rosinen gesprochen, daß sie ein so gar ordentliches Mädchen wäre, und wie lieb sich die beiden Kinder hätten. Nun trug man dem Knaben auf, daß er Sonntags Nachmittags allemal der Haushaltung ein paar Kapitel aus der Bibel vorlesen müsse. Dieses Vorleseramt übernahm er gar gern. Ruprecht sagte zu ihm: Florentin! wenn du diese Woche recht fromm, brav und fleisig bist, so darfst du den Sonntag für mich in der Bibel vorlesen! — Dieses that er dann mit so vielem Nachdrukke und ordentlicher Aussprache, daß man wohl schliesen konnte, er müsse verstehen, was er läse. Rosine kam gewöhnlich auch hin, um Florentin zu besuchen, und sie las dann auch wohl ein Kapitel. Alle

Sonntage, wenn nur ziemlich Wetter war, mußte er in die Kirche gehen. Rosine begleitete ihn fast allemal, oder er sie, so, daß Alles im Dorfe sich über die braven Kinder freüte und gar gut von ihnen redete. So wuchsen die Kinder heran, lernten recht und nahmen zu an allen guten Eigenschaften und wurden verständige, arbeitsame und rechtschaffene Leüte, die bei Gott und den Menschen wohlgefällig waren.

38.

Der Maria Geburt.

(Aus dem Wunderhorn.)

Gleichwie die lieb' Waldvögelein
mit ihren Stimmen gros und klein
frühmorgens lieblich singen,
sobald anbricht die Morgenröth
und purpurfarb am Himmel steht,
in Berg und Thal sie klingen:

also, Menschen, kommt herbei!
laßt hören eüre Melodei,
das Kindelein zu grüsen.
Heüt fröhlich sein Geburtstag fällt,
Sankt Anna bringt es auf die Welt
und läßt es eüch geniesen.

Die Morgenröth, so kühl und naß,
die schönen Blumen, Laub und Gras,
sich alle freündlich neigen;
weil dieses Kind mit Gütigkeit
erquikket ihre Mattigkeit, —
den Dank sie so ihr zeigen.

89.
Maria auf der Reise.
(Aus dem Wunderhorn.)

„Ei, wie so einsam, wie so geschwind?
Jungfrau Maria, nicht so eile!
ringfertig, wakker als wie der Wind,
warum läßt dir nicht der Weile?

Hoch sind die Berg, sehr rauh ist der Weg,
dazu auch manche lange Meile;
zart sind die Füß, gibt oft schmale Steg;
Jungfrau Maria, nicht so eile!"

Maria.

„„Warum so einsam und so geschwind,
will ich herzlich gern dir zeigen;
weil du mich fragst, mein liebes Kind,
will ich die Ursach nicht verschweigen:
Jungfrauen will es gebühren nicht,
viel unter den Leüten zu ziehen;
eben darum so viel Böses geschicht,
weil sie die Leüt bei Zeit nicht fliehen.

Durch das Gebirg, über Berg und Thal,
will mein Geist zu Gott sich erschwingen,
und gleich der himmlischen Nachtigall
ihm Lob und Ehre singen.
Wer gern allein ist und betet gern,
thut wohl seine Zeit zubringen.""

Mensch, unsrer Frauen die Kunst ablern!
Gott geb, daß dir es mög gelingen!

90.

Loblied auf die Mutter des HErrn.

(Von F. A. Krummacher.)

O du heilige,
du jungfraüliche
holde Mutter, Maria!
Selig gepriesne
herrlich erwiesne,
heil dir, hohe Maria!

Gottgeweihete!
Benedeiete!
jauchzen Engel und Hirten. —
Himmlische Lieder
tönen hernieder:
Heil dir, Mutter Maria!

Du demüthiglich
schweigst und neigest dich
deinem Kindlein, Maria!
hörest die Weisen
selig dich preisen:
Heil dir, holde Maria!

O unschuldige,
o geduldige
treüe Mutter Maria!
Ach in dem Herzen
Wunden und Schmerzen!
Wehe, Mutter Maria!

Treübewährete,
hochverklärete,
heilge Mutter Maria!
Nun bei dem Sohne
schmükkt dich die Krone.
Preis dir, Preis dir Maria!

91.

Spruch.

Marthen Fleis, Marien Glut,
brav wie Esther, klug wie Ruth —
Mägdleins bestes Hab und Gut.

92.

Mährchen vom Rübezahl.

(1. 2 und 8. nach einem Ungenannten; 3. 4. 5. 6. 7. von Büsching.)

1.

Warum Rübezahl die Menschen nekkt.

Auf dem Riesengebirge hauste vor Zeiten ein mächtiger Berggeist, mit Namen Rübezahl. Der erhub sich von

Zeit zu Zeit aus den Tiefen des Gebirgs, um sich auf der Oberwelt umzusehen. Ehe noch diese Gegend von Menschen bewohnt war, trieb er seine Kurzweil mit den wilden Thieren des Gebirgs und hezte sie oft scharenweis im Sturmbraus vor sich her. Als er aber nach einer Zeit wieder einmal ans Licht heraufkam, da gewahrte er die Gegend um sein Gebirg herum ganz verändert: Wälder waren in Akkerland, Sümpfe in Wiesen verwandelt, Hütten und Dörfer lagen freündlich nmher, und ihre Bewohner gingen aus und ein, und war überall ein geschäftiges, fröhliches Leben und Treiben, darob sich Rübezahl gar sehr verwunderte. Er ward neügierig, dieses neüe Wesen kennen zu lernen, ging hinab in ein Dorf und verdingte sich als Knecht zu einem Landmann. Da richtete er alle Arbeit, die man ihm auftrug, auf's Beste aus und schaffte seinem Herrn grosen Nuzen. Der aber war ein unordentlicher Hauswirth, brachte alles durch, was sein Knecht erwarb und dankte ihm nicht einmal für seine treüen Dienste. Darüber ward Rübezahl ärgerlich und ging zu einem andern Herrn, bei dem er Schafhirt wurde. Sogleich gedieh die Herde und mehrte sich zusehends; kein Schaf wurde krank und keins vom Wolfe zerrissen, solange Rübezahl hütete. Aber sein Herr war ein Geizhals, der ihm nicht genug zu essen gab und den Lohn verkürzte,

und

und darum ging Rübezahl wieder und wurde Diener bei einem Amtmanne. Weil der aber ein ungerechter Richter war, wollte Rübezahl ihm auch nicht länger dienen, und da er meinte, daß nun wohl alle Menschen so schlimm wären, so ging er verdrüßlich wieder in sein Gebirg zurükk und nahm sich vor, die Menschen zu nekken und zu plagen, wo er nur könne.

2.

Wie Rübezahl seinen Namen bekommen.

Einmal aber, als er wieder in ein Thal hinabging, sah er in einem Wäldchen eine schöne Prinzessin mit ihren Gespielinnen lustwandeln, und da sie ihm gefiel, so ging er unsichtbar hin und trug sie mitten aus dem Schwarme der Mädchen heraus und entführte sie auf das Gebirg. Da zauberte er ein schönes Schloß hin, nahm selbst eine stattliche Herrengestalt an, und führte die Prinzessin in die schönsten Zimmer und sagte, da solle sie nun wohnen und ihn zum Mann nehmen. Diese aber war untröstlich und weinte, denn sie hatte schon einen Braütigam, und sagte, er solle sie doch zu ihren Ältern zurükklassen. Rübezahl aber hatte dazu keine Lust und sagte, sie solle nur ruhig sein, er wolle ihr thun und geben, was sie nur haben wolle. Und um sie zer-

streüen, führte er sie in den prächtigen, glänzenden Zimmern herum und hinunter in den Garten, wo er ihr die schönsten Blumen und herrlichsten Früchte pflükkte, dergleichen sie noch nie gesehen hatte. Da fragte sie ihn, wer er sei, und als ihr Rübezahl seinen Namen nannte, ward sie noch betrübter. Doch lies sie sich's nicht merken und bat ihn, er möchte ihr nur Zeit lassen, daß sie sich an diese Lebensart gewöhnen könnte. Damit war Rübezahl auch zufrieden.

Die Prinzessin aber ward je länger, je trauriger und als Rübezahl sie fragte, was ihr fehle, sagte sie: Es wird mir die Zeit so lang, weil ich so allein bin, ach wenn nur meine Gespielinnen bei mir wären! — Da sprang Rübezahl in den Garten, zog ein Duzend Rüben aus dem Felde, und brachte sie ihr und gab ihr einen Stab in die Hand und sagte: Rühre damit die Rüben an, und sie werden gleich die Gestalten bekommen, die du willst. Da berührte sie eine Rübe und nannte den Namen ihr liebsten Gespielin, und sogleich stand diese leibhaftig vor ihr und sie hatten eine grose Freüde, da sie sich wiedersahen. Und so machte sie es auch noch mit den andern Rüben, und in Kurzem hatte sie alle ihre Gespielinnen bei sich, und nun lebte sie recht vergnügt mit ihnen.

Nach einiger Zeit aber merkte sie eine grose Veränderung

an denselben, ihre Gesichter fielen ein, ihre Glieder zehrten ab und sie waren gar nicht mehr so lustig, wie sonst. Eines Morgens aber, da sie mit ihnen spielen wollte, wakkelten sie gar als alte zusammengeschrumpfte Mütterchen herein. Die Prinzessin erschrak sehr und lief zu Rübezahl und schalt ihn, daß er ihr aus Bosheit ihre Freündinnen so alt gemacht habe. Rübezahl aber sagte: „Schönste Prinzessin! davor kann ich nichts; die Gestalten, in welche die Rüben verwandelt werden, bleiben nur so lang jung und frisch, als Saft in den Rüben ist; sobald der vertrokknet, schrumpfen die Gestalten zusammen! Aber ich will dir gleich neüe Rüben holen.“ Und somit ging er, und weil die Zeit der Rüben schon vorbei war, nahm er einen Sakk voll Rübsamen, säete ihn und lies von seinen dienstbaren Geistern ein unterirdisch Feüer machen, von dessen Wärme die Saat schnell aufging. Derweil sann die Prinzessin nach, ob sie sich nicht etwa mit dem Zauberstabe, den sie noch hatte, retten könnte, und als die Rüben anfingen reif zu werden, zog sie eine heraus und verwandelte sie mit dem Stab in eine Biene, und sagte zu ihr: „Liebes Bienlein, fliege hin zu meinem Braütigam und sag ihm, daß mich Rübezahl da oben gefangen hält, und bitt ihn, er möchte in drei Tagen an der Gränze des Gebirgs auf mich warten, und mich in Schuz nehmen.“ Das Bien-

chen flog fort, kam aber nicht wieder: denn unterwegs wurde sie von einer hungrigen Schwalbe weggeschnappt. Drauf machte die Prinzessin eine Grille und gab ihr denselben Auftrag. Die hüpfte fort, kam aber auch nicht wieder, weil sie unterwegs von einem Storch gefressen wurde. Endlich machte die Prinzessin eine Elster, und die flog lustig fort, um den Befehl auszurichten.

Unterdeß hatten die Ältern der Prinzessinn einen grosen Jammer um ihre Tochter, und der Prinz, ihr Braütigam, durchsuchte alle Wälder, um sie aufzufinden. Einst lag er ermüdet unter einer Eiche; da hörte er vom Baume herabreden, und als er sich umsah, gewahrte er die Elster, die ihm das Schikksal seiner Braut und ihre Bitte kund that. Da war der Prinz froh, und eilte heim und rüstete einen Zug aus, damit er am dritten Tag an die bestimmte Gränze zog. Mittlerweile hatte sich die Prinzessin eine List ausgesonnen. Sie stellte sich sehr freündlich gegen den Berggeist und sagte, nun wolle sie seine Frau werden; er solle ihr nur zuvor noch einen Wunsch erfüllen. Deß war er sehr froh und sagte: Fordere, was du willst, es soll dir nichts versagt werden! Da sagte sie: Gehe hinunter in den Garten und zähle alle Rüben, die auf dem Felde stehen; ich will sie hernach in Brautjungfern verwandeln; aber verzähle dich ja

nicht, auch nicht um eine einzige, sonst laß ich dich noch lange warten! — Rübezahl ging und zählte so eifrig, daß er bald fertig war. Und wie er fertig war, meinte er, er könne sich doch verzählt haben, da ihrer so viel waren, und fing noch einmal von vorne an. Da brachte er aber eine ganz andre Zahl heraus, als das erstemal, und darum mußte er zum drittenmal von vorn anfangen.

Indeß nahm die Prinzessin eine grose Rübe und machte daraus ein schönes gesatteltes Pferd, sezte sich darauf und ritt schnell aus dem Schlosse hinab nach der Gränze des Gebirgs, wo schon der Prinz war und sie mit Freüden empfing, und in eiligem Zuge nach dem Schlosse ihrer Ältern geleitete.

Als Rübezahl endlich glaubte, die rechte Zahl der Rüben gefunden zu haben, lief er froh ins Schloß, um sie seiner Braut zu sagen, und dann Hochzeit zu machen. Aber weg war die Braut und nirgends zu finden, er mochte suchen, so viel er wollte. Da merkte er die List. Er schwang sich in die Luft, und siehe, da sah er in weiter Ferne die Prinzessin, wie sie gerade ihrem Braütigam entgegen über die Gränze ritt, über welche hinaus er keine Macht mehr an ihr hatte. Wüthend vor Zorn schleüderte er noch den Fliehenden aus einer vorüberziehenden Wolke einen Bliz nach, der sie aber nicht traf, sondern nur eine Gränzeiche zersplitterte.

Drauf lies er sein Schloß verschwinden, verwünschte aufs neüe die Menschen und fuhr hinab in die tiefsten Tiefen seines Gebirgs, um sobald nicht wieder heraufzukommen. — Von der Zeit an gaben ihm die Leüte den Spottnameu Rübezahl, weil er sich von der listigen Prinzessin so hatte anführen lassen, und als er nach einem Jahrhundert wieder an die Oberwelt kam, wurde er über nichts zorniger, als wenn er diesen Namen hörte.

3.

Rübezahl verwandelt sich in einen Esel.

Einst reiste ein Glaser über das Gebirge und ward über die schwere Last des Glases, die er auf dem Rükken trug, müde, schaute sich daher um, wo er sich wohl hinsezen könnte. Rübezahl, der ihn beobachtete, vermerkte dies kaum, als er sich in einen runden Kloz verwandelte, welchen der Glaser nicht lange hernach am Wege liegend antraf und mit frohem Muthe hinging, um sich auf ihn zu sezen. Doch die Freüde dauerte nicht lange; denn kaum hatte er einige Zeit gesessen, so wälzte sich der Kloz so geschwinde unter ihm fort, daß der arme Glaser mit sammt seinem Glase zu Boden schlug und es in tausend Stükke zerschellte.

Der betrübte Mann erhob sich von der Erde, blikkte um sich, aber sah keinen Kloz mehr, auf dem er vorhin gesessen hatte. Da fing er an, bitterlich zu weinen, und beseüfzte mit herzlichen Klagen seinen erlittenen Verlust, doch wandelte er seine Strasse fort. Da gesellte sich Rübezahl, in Gestalt eines Reisenden, zu ihm und fragte ihn: was er doch so weine und worüber er ein Leid trage? Der Glaser erzählte ihm den ganzen Handel, wie er auf einem Blokke, um sich auszuruhen, gesessen, dieser habe sich schnell mit ihm umgedreht, sein ganzer Glasvorrath, wohl acht Thaler an Werth, sei zerbrochen und der Kloz sei verschwunden. Er wisse nun nicht, wie er sich erholen und seinen Schaden zu gutem Ende bringen solle. Der mitleidige Berggeist tröstete ihn, sagte ihm, wer er sei und daß er ihm den Possen gespielt habe, er solle aber nur gutes Muthes sein; denn sein Schaden solle ihm vergütet werden.

Flugs verwandelte sich Rübezahl in einen Esel, und gab dem Glaser den Befehl, ihn in einer Mühle, die am Fuse des Berges lag, zu verkaufen, mit dem Gelde aber sich schnell von dannen zu machen. Der Glaser bestieg den verwandelten Berggeist sogleich und ritt ihn vom Gebirge hinunter zu der Mühle, wo er ihn dem Müller zeigte und für zehn Thaler feil bot. Der kaufte ihn endlich für neün

Thaler, und wie der Glaser das Geld hatte, machte er sich ohne Saümen davon. Das Thier ward gleich in den Stall geführt und der Knecht legte ihm Heü vor, aber Rübezahl sprach sogleich: „Ich fresse kein Heü, sondern lauter Gebratenes und Gebakkenes.“ Dem Knecht straübte sich das Haar, er eilte zu seinem Herrn und verkündete ihm die neüe Mähre. Der Müller erschrak und als er in den Stall kam, war nichts da; denn der Esel und mit ihm die neün Thaler, waren verschwunden. Aber dem Müller geschah recht, da er viele arme Leüte betrogen hatte. So rächte Rübezahl geschehene Unbill.

4.

Rübezahl narrt einen Junker.

Im Jahr 1512 hat einer von Adel, ein rechter gewaltherrischer Mensch, einem seiner Bauern auferlegt, er solle ihm eine überaus grose gefällte Eiche aus dem Walde mit seinen Pferden und seinem Wagen heimführen, unter heftiger Bedraüung höchster Strafe und Ungnade, wenn er solches nicht thun und solchem Befehl nicht nachkommen würde. Der Bauer sah, daß es ihm unmöglich war, seines Junkers Befehl zu verrichten, und ist daher mit Seüfzen und groser Klage in den Wald gegangen. Da kommt Rübezahl zu ihm

in eines Menschen Gestalt und fraget, was die Ursache sei seines Herzeleids und seiner Kümmerniß? Demselbigen erzählt der Bauer den ganzen Handel nach einander. Der Rübezahl spricht: er soll gutes Muthes und unbekümmert sein und nur wiederum heim gehen; denn er wolle die Eiche seinem Junker oder Lehnherrn bald und ohne Verzug in seinen Hof führen.

Als nun der Bauer kaum recht heim gekommen war, nimmt Rübezahl die grose, ungeheüre, schwere Eiche sammt ihren dikken und starken Ästen und wirft sie dem Edelmann vor seinen Hof und vermacht und versperrt ihm mit dem Stamme und den grosen ungeheüren Ästen dermasen das Thor, daß er weder ein noch aus hat kommen können. Und weil die Eiche härter als Stahl worden war, also, daß sie auf keinerlei Weise und Wege, auch mit ganzer Gewalt, nicht konnte zerhauen oder zerschlagen werden, hat der Edelmann, aus unvermeidlicher Noth, an einem andern Orte im Hofe müssen durch die Mauer brechen und ein neües Thor, nicht ohne grose Beschwerniß und Unkosten, machen lassen.

5.

Rübezahl wird ein Holzhakker.

Einsmals kam Rübezahl in das, seinem Bergbezirk nahe

Hirschberg und bot einem Bürger seine Dienste als Holzhakker an, indem er für seine Bemühung nicht mehr als eine Hukke Holz forderte. Dies verhies ihm der Bürger, ging den Vorschlag ein und zeigte ihm etliche Fuder, dabei gedenkend, er wolle ihm noch etliche Mitgehülfen zugesellen. Aber hiezu spricht der Rübezahl: „Nein, es ist nicht nöthig, ich will es alles selber wohl allein bezwingen.“ Darauf redet ihn der Herr noch ferner an, fragend: wo er denn die Axt habe? da er keine bei dem gedungenen Knechte bemerkte. Darauf antwortete Rübezahl: „Ich will bald eine kriegen.“ Und erwischte hiemit sein linkes Bein, zog es mit dem Fusse aus den Lenden heraus und hieb, als wenn er toll und rasend wäre, damit alles Holz in einer Viertelstunde gar kurz und in kleine Scheite, dazu sich ein ausgerissener Fuß viel tausendmal hurtiger, als die schärfste Axt, erzeigte.

Inmittels rief der Hauswirth aber immer, was er rufen konnte (weil er flugs Unrath merkte), daß der abentheüerliche Hakker einhalten und sich aus dem Hofe pakken sollte. Der Rübezahl sagte aber immer: „Nein, ich will nicht aus der Stelle weichen, ehe ich mein Holz klein gemacht habe und meinen Lohn davon trage.“ Und unter solchem Gezänke ward der Rübezahl gleich fertig, stekkte sein Bein wieder hinein, indem er vorher nur auf dem einen, nach Storchs

Weise, gestanden und sakkte alles geschlagene Holz auf einem Haufen auf seinen Bukkel, (es waren aber bei vier Klafter) und spazirte zur selb beliebten Wohnung hiemit davon; lies den Wirth schreien und wehklagen, so viel er immer wollte.

Diesmal war aber Rübezahl kein schelmischer Geist, sondern nur ein Rächer der Unbill. Der gedachte Bürger nämlich hatte das Holz durch etliche arme Bauern zu sich fahren lassen um einen gewissen Lohn, den aber der wortbrüchige Mensch nachher den armen Bauern nicht gezahlt hatte. Rübezahl hat dann einem jeden Bauern das von ihm angefahrne Holz vor die Thüre geworfen und dabei den Verlauf der Sache erzählt.

6.

Rübezahl verwandelt sich in einen Botenspies.

Es soll einmal ein Bote den Rübezahl geschabernakkt haben, welcher sich auf folgende Art gerächt und seine Scharte ausgewezt hat. Wie dieser Bote auf dem Gebirge in eine Herberge eingekehrt gewesen und seinen Spies hinter die Thür gesezt hat, siehe, da soll der schnakische Geist denselben Spies weggebracht und sich in einen gleichen verwandelt haben. Wie nun der Bote, nach geschehener Ausruhung, abgereiset

und seinen Spies hervorgesucht hat, auch damit auf dem Wege gewesen ist, gleitete er etlichemale aus, so daß er oftmals vorwärts in den schlimmsten Schmuz fällt und sich gar arg besudelt. Ja, also oft war es geschehen, daß der Kerl seinem Leibe keinen Rath wußte, wie er mit seinem Spiese daran wäre, warum er so ausgleitete oder in der Erde nicht haften konnte. Er besieht ihn die Quere und Länge, bald unten, bald oben, und findet keine Veränderung. Er geht darüber mittlerweile ein wenig weiter fort, berdauz! liegt er abermals im Moraste und schreit ach und weh über seinen Spies, daß er ihn so verliese und keine Hülfe gäbe. Doch richtet er sich aufs neüe empor und kehrt den Spies um, auf die andere Spize. Wie dies geschehen, da fällt er allemal rükklings in den tiefsten Schmuz und hatte er sich vorher vorne beschmuzt, so beschmuzt er sich noch ärger nunmehr hinterwärts und sieht gar häßlich aus.

Darauf nimmt der Alberne seinen Spies auf den Nakken, wie ein Pikenträger, weil er so auf der Erden nicht gut thun wollen und geht also wie ein rechter Finkenritter daher. Doch läßt der spiesbare Rübezahl dennoch seine Hudelei nicht, sondern drükket den Boten, als wenn er etliche doppelte Haken trüge; der hebt daher die verspürte Last von einer Schulter zur andern, bis er endlich, aus Unleidigkeit, den

ungearteten Spies in des bösen Feindes Namen wegwirft und blos davon geht. Aber, wie er etwa eine Viertelmeile also ungespiest gereiset und sich ungefähr einmal umschaut, siehe, da liegt sein Spies bei ihm, darüber er sehr erschrikkt und nicht weis, wie er daran ist. Er faßt dennoch endlich getrost zu, hebt den Spies auf und weis nicht, wie er sich ferner damit gebärden soll. Daß er ihn an die Erde sezet, dazu hat er keine Lust mehr, daß er ihn auf den Bukkel fassete, trug er einen Abscheü, drum nahm er ihn in die Hand, also, daß er ihn mit der Erde gleichlaufend trug.

Aber, siehe von neüem, da wird ihm derselben Seite Fuß so schwer, daß er ihn nicht aus der Stelle zu bewegen vermochte, und wiewohl er umwechselte aus einer Hand in die andere, so wollte es doch nicht anders werden, sondern blieb bei der alten Geige. Drauf nahm er es noch auf eine andere Weise mit seinem Spiese vor, nämlich er ritt darauf, wie ein Kind auf einem Stekken, und auf diesen Schlag ging es von statten, wie wenn es geschmiert wäre, nämlich er kam eilends fort, fühlte keine Müdigkeit und daüchte ihm nicht anders, als wenn er ein schnelles Roß unter sich hätte. Er ritt aber ohne Aufhören immer also fort, bis er vom Gebirge in ein Städtlein kam und den Bürgern ein sonderliches Gelächter erregte.

Hatte dieser Bote nun also vorher wakker leiden müssen, so war er dennoch wieder zulezt erquikkt worden und getröstete sich nunmehr eben derselben Erquikkung in den andern bevorstehenden Reisen, da er nun allemal auf seinem Spies zu reiten gesonnen war. Aber vergeblich; denn der Rübezahl hatte seinen Beruf vollendet und seine Lust mit dem Narren gebüsset, darum er sich aus dem Staube machte und den wahrhaften Spies unvermerkt wieder zu Wege brachte, welcher keine Possen mehr machte, sondern auf die alte Weise, wie ein anderer Spies, sich mit seinem Herrn verhielt.

7.

Rübezahl verwandelt Blätter in Goldstükke.

Eine arme Kraüterfrau ging einsmals mit ihren zwei kleinen Kindern auf das Gebirge, mit sich führend einen Korb, darin sie gedachte Wurzeln zu graben und solche hernach zu verhandeln oder an die Arzneier zu bringen. Darauf soll sie auch eine grose Tracht feiner Wurzeln zusammen gebracht haben, aber sie war darüber aus dem rechten Wege gerathen, da sie dann nicht gewußt, wo aus oder ein, als ihr endlich ein Bauersmann erschienen und ungefähr (es war aber der Rübezahl) zu ihr spricht: „Frau, was suchet ihr so ängst=

lich und wo wollt ihr hinaus?“ Sie antwortete: „Ach, ich bin ein armes Weib und habe weder zu beisen noch zu brechen; deswegen bin ich genöthiget worden heraus zu wandern, etwas Wurzeln zu graben, um mich und meine hungrigen Kinder zu erhalten, und nun bin ich aus dem Wege gerathen und kann mich nicht zurechte finden. Ach, herzer Mann, erbarmet eüch doch und führet mich aus dem Gebüsche auf die richtige Strasse, daß ich fortkommen kann.“

Der Rübezahl antwortete: „Frau, seid zufrieden! ich will eüch schon den Weg zeigen. Aber was macht ihr mit den Wurzeln? ¡damit werdet ihr wenig verdienen. Schüttet das Zeüg aus und pflükkt eüch von diesem Baume so viel Blätter ab, als ihr wollet, daß der Korb ganz voll werde, das wird eüch besser bekommen.“ — „Ach, wer wollte mir dafür einen Pfenning geben, es ist ja nur gemeines Laub, das zu nichts tüchtig ist.“ — „Ei, Frau, laßt eüch sagen und schüttet eüre Lumpenwurzeln aus und folget mir.“ Allein es hatte der Rübezahl diese Vermahnung so vielmals vergeblich wiederholt, daß er selbst fast müde ward darüber, da sich die Frau es nicht hat wollen einreden lassen, bis er selber zugreifen mußte und mit Gewalt die vorigen Wurzeln herausstürzte, und dafür einen Haufen Laub von einem nahe dabei stehenden Busche hineinstreifte, der Frau damit davon zu geben

befahl und sie auf den rechten Weg brachte. Darauf die Frau mit ihren Kindern und belaubtem Korbe, zwar wider Willen, eine Weile fortgegangen, bis sie abermals schöne Wurzeln im Gehen ansichtig geworden, da sie dann neüe Lust, solche zu graben und mit sich zu nehmen, bekam, weil sie nun einmal die Hoffnung hatte, sie würde hiemit etwas mehres erhalten, als mit nichtigem Laube; darauf sie den Korb umstürzte und den vermeinten Schmuz herauswarf und ihn wiederum mit Wurzeln füllte, und damit ist sie nach ihrer Behausung Kirschdorf gewandert.

Allda hat sie die ausgegrabenen Wurzeln von noch anklebender Erde gesaübert, zusammen gebunden und vor allen Dingen aus dem Korbe herausgeschüttet; darüber sie etwas flinkern sah, woher sie Anlaß genommen, fleisiger darnach zu sehen, was es gewesen. Wie solches geschieht, siehe, da findet sie etliche Goldstükke unten im Korbe stekken, welche übrig geblieben waren von dem Laube, so sie auf dem Gebirge so unbedachtsam und nicht rein heraus geschüttet hatte. Darüber ward sie theils über die Masen erfreüt, theils auch betrübte sie sich, daß sie das Laub nicht alles behalten, daher sie auch wieder zurükklief und Nachsuchung that, aber vergebens; denn es war alles verschwunden.

8.

Rübezahl hilft einer armen Familie.

Ein Bauer, Namens Veit, war durch böse Menschen ins Unglükk gerathen, und hatte Hab und Gut verloren, so daß er nicht mehr im Stande war, Weib und Kinder zu ernähren. Als sie einmals so im Jammer da sasen, sagte seine Frau zu ihm: Lieber Veit, geh doch zu meinem Vettern ins Gebirge, die sind reich und werden uns vielleicht aus der Noth helfen, wenn sie hören, wie wir arm geworden sind: wenn sie uns nur 100 Thaler leihen, so können wir doch wieder eine kleine Wirthschaft anfangen! — Das gefiel dem Manne und er machte sich gleich auf den Weg und wanderte ins Gebirge. Wie er aber zu den reichen Vettern kam, wiesen ihn diese hartherzig mit seiner Bitte ab und der arme Veit mußte leer wieder umkehren. Das that ihm sehr weh und er jammerte laut, wenn er an das Elend der Seinen dachte. Wie er nun so noch im Gebirge ging, da fiel ihm der Rübezahl ein und er dachte: der könnte dir wohl helfen; zwar ist er ein Schalk, doch hat er schon manchem auch Gutes gethan: ich will's versuchen. Und nun rief er ihn mit lauter Stimme bei seinem Namen: Rübezahl! Rübezahl! — Da stand plözlich ein Köhler mit rusigem Gesichte und lan-

gem, rothen Barte und drohender Gebärde vor ihm, und das war Rübezahl. Was unterstehst du dich, rief er, mich bei diesem Namen zu rufen? Weist du nicht, daß das Niemand ungestraft thun darf? — „Verzeiht, antwortete der zitternde Veit, ich kenne eüren rechten Namen nicht; ich hab eüch aus Noth gerufen. Seid doch so gut und leiht mir 100 Thaler auf Zinsen, in drei Jahren zahl ich eüch redlich wieder!“ — Warum gehst du nicht zu den Menschen und läßt dir von denen helfen? — Ach da bin ich schon gewesen, antwortetete Veit und erzählte, wie er in das Unglükk gerathen und wie schlimm's ihm bei seinem Vettern ergangen.

Da ward Rübezahl mitleidig und sagte: Komm und folge mir! Nun gingen sie tief in den Wald hinein in ein Felsthal und kamen endlich durch dichtes Gebüsch an den Eingang einer finstern Höle, in die Veit mit klopfendem Herzen eintrat. Darin erschien ihm Alles düster und grausig und in der Ferne hörte er ein Brausen, wie von wildem Wasser. Endlich kamen sie aus dem engen Gange in einen geraümigen Plaz der Höle, darin ein blaues Flämmchen herumhüpfte. In der Mitte erblikkte Veit eine Braupfanne voll harter blanker Thaler, darob ihm das Herz im Leibe lachte. „Da nimm, sagte Rübezahl, so viel du brauchst und gib mir

dann eine Handschrift darüber.“ Veit zählte sich nun hundert Thaler heraus und stekkte sie ein. Dann reichte ihm Rübezahl Papier und Feder hin, lies ihn den Schuldbrief schreiben und sagte: „Nun geh hin und halte dein Wort und zahle mir in drei Jahren deine Schuld mit Zinsen zurükk!“ Veit versprach das und ging mit leichtem Herzen aus der Höle, merkte sich den Eingang und eilte fröhlich heim.

Sein Weib und seine Kinder hatten unterdeß mit Bangigkeit auf ihn gewartet und waren sehr froh, als der Vater so gute Nachricht brachte. Veit sagte nichts vom Rübezahl, sondern lies seine Frau weislich auf dem Gedanken, daß das Geld von ihrem reichen Vettern sei. „Aber, sezte er hinzu, wir müssen das Geld in drei Jahren mit Zinsen wieder heimzahlen und darum wollen wir jezt recht fleisig sein, daß wir Wort halten können!“

Nun kaufte Veit ein Stükk Akker und baute es recht fleisig und konnte bald auch Vieh drauf halten und einen Knecht, und es war Gedeihen bei aller seiner Arbeit, also daß er am Ende des dritten Jahres schon so viel gewonnen hatte, als seine Schuld betrug. Am Zahltag mit dem frühesten Morgen wekkte er Weib und Kinder, lies den Leiterwagen anspannen, nahm die ersparten hundert Thaler nebst Zinsen und fuhr mit den Seinen nach dem Gebirge zu. Bei einer

Anhöhe stiegen sie ab und gingen den noch übrigen Weg in das Felsthal, das sich Veit gemerkt hatte. Unterwegs erzählte Veit, daß er das Geld vom Rübezahl habe. Da erschraken sie alle: denn sie hatten von dem gar viel Böses schon gehört, und wollten nicht weiter gehen, und baten weinend, er möchte umkehren. Er aber ging allein fort und fand bald den Felsen und das Gebüsch, und suchte den Eingang zur Höhle; der war aber verschwunden. Nun klopfte er mit einem Stein an den Felsen, klimperte mit dem Gelde, rief — aber das half alles nichts, Rübezahl lies sich nicht hören und sehen. Endlich kehrte Veit zu den Seinen zurükk, die eine grose Freüde hatten, wie sie ihn sahen. Er aber war mißmuthig und dachte nach, was zu thun sei. Da fiel ihm ein, den Geist bei seinem Spottnamen zu rufen, wie das vorigemal. Er that's und alle waren sehr in Angst. Auf einmal rief ein Kind: Dort, dort hinter dem Baum steht der schwarze Mann! Veit lief hin, sah aber nichts. So geschahs mehremal; aber vergebens; bis sie sich endlich entschlossen, heimzukehren. Indem sie gingen, erhob sich ein Wind und trieb die herbstlichen Baumblätter vor sich her. Das freüte die Kinder und sie haschten darnach; und wie sie so darnach liefen, ward eins ein Blatt Papier unter den fliegenden Blättern gewahr und wollte es kriegen, aber der Wind trieb's immer weiter.

Endlich haschte er's und bracht' es dem Vater. Der schlug das Blatt auseinander und fand mit Erstaunen, daß es sein Schuldbrief war, darunter die Worte standen: zu Dank bezahlt. Nun hatten alle eine grose Freüde; sie dankten dem wohlthätigen Rübezahl von Herzen, und fuhren vergnügt nach Haus und es ging ihnen wohl ihr Lebetag. Die reichen Vettern aber, die den armen Veit so hart abgewiesen hatten, kamen in Abnahme und mußten bettelnd in andern Ländern herumziehen.

93.

Zucht bringt Frucht.

(Aus dem Wunderhorn.)

Es flohen drei Sterne wohl über den Rhein:
es hätt eine Wittwe drei Töchterlein.
Die eine starb, wie es Abend war
da nicht mehr schien die Sonne klar,
die andere um Mitternacht,
die dritte um die Morgenwacht.

Sie nahmen sich all einander die Händ
und kamen vor den Himmel behänd.
Sie klopften leise an das Thor,
Sankt Petrus sprach: Wer ist davor?
„Es stehen drei arme Selen hier,
ach, macht bald auf die Himmelsthür!“

Er sprach: Erst muß ich zeigen an,
welche von euch herein soll gahn.
Darauf ging er hin und fragte nach.
Die Himmelsstimme also sprach:
„Die ältesten dürfen in Himmel gehn,
die jüngste muß außen bleiben stehn!“ —

Sie weint und sprach: Was hab ich gethan,
daß ich nicht in den Himmel kann?
Sankt Petrus sprach: „Weil du veracht't
das Wort des Herrn und dein Heil nicht bedacht,
so geh nun hin und siehe zu,
wo sonst du findest die ewige Ruh.

Denn wann du in die Kirch solltst gehn,
so bliebst du vor dem Spiegel stehn,
dein Haupt bekrönt, dein Haar geschmiert

und dich hoffärtig ausgeziert:
drum gehe nur fort und pakke dich!
dein freüen wird der Böse sich.

„Daran ist meine Mutter Schuld,
daß sie meine Bosheit hat erduld't,
und mich im Frevel lassen gehn,
nicht einmal sauer drum gesehn!
Da meine Schwestern im Himmelssaal, —
muß ich zu der Hölle Qual!

94.

Wozu der Puz?

(Von Justus Möser.)

Kind. Mutter, warum hat der Mahler dort über dem schönen Spiegel ein Blumengewinde gemacht?

Mutter. Siehst du denn nicht, daß er dort zersprungen ist und daß der Mahler diesen Sprung hat verbergen wollen?

Kind. Mutter, warum hat der Kaufmann, zu dem schönen Ziz, den du mir gegeben hast, ein Zeüch voll Löcher genommen?

Mutter. Damit man bei der Schönheit der Farben die Löcher vergessen sollte.

Kind. Sind denn überall Sprünge und Löcher, wo überflüssiger Schmukk ist?

Mutter. Ja, mein Kind, überall. Viel Puz ist immer ein Zeichen, daß irgendwo etwas fehlt, es sei nun im Kopfe oder im Zeüche.

95.

Das wunde Hirschlein.

(Von Pellegrin.)

Hirschlein ging im Wald spaziren,
trieb allda sein artig Spiel,
daß er stäts den andern Thieren
als ein lustger Freünd gefiel.

Laufen

Laufen konnt er, konnte springen
über Graben, Hekk und Bach;
mit der frühsten Vögel Singen
ward auch er zum Spielen wach.

Aber hinter Haselsprossen
barg sich Jäger und sein Hund,
hat nur gar zu gut geschossen,
schoß das arme Hirschlein wund.

Da sich's schnell zusammenraffte,
bangend lief durch Thal und Hain,
rief der Jäger laut, und klaffte
Filax spottend hinterdrein.

Hirschlein wollt's den Freünden klagen,
aber alle liefen fort,
liesen's wunde Hirschlein klagen,
suchte jeder sichern Ort.

Hirschlein kann nun nicht mehr springen,
thut die Wund ihm gar zu weh!
Wenn die Vögel wieder singen,
legt sich's weinend in den Klee.

96.

Der Edelstein.

(Von Wetzel.)

Über schwarzen Wassers Grunde
schwebt ein gülden Vögelein,
und es trägt in seinem Munde
einen seltnen Edelstein.

„O das Kleinod möcht ich haben!
Wenn's im Schos der Erde schlief,
Tag und Nacht, wie wollt' ich graben!
doch das Wasser ist zu tief.“

Da erklinget des Vögleins Stimme:
„„Wag nur frisch und spring hinein!
Schwimme, wakkrer Schwimmer, schwimme,
und der theüre Schaz ist dein!

Wie's dein Fuß berührt zur Stunde,
wird das Wasser trokken Land
und dir fällt aus meinem Munde
der Karfunkel in die Hand.““

Rasch in das Wasser stürzet der Knabe,
und es wird zu festem Land,
und er hält die Wundergabe
jauchzend schon in seiner Hand.

Da auf einmal bricht die Stelle,
sinkt und sinket tiefer ein,
wiederkehrt die schwarze Welle, —
schlingt den Knaben ewig ein.

97.
Der kleine Flötenspieler.

(Von Gottwalt.)

Am Bache, wo drei Erlen stehn,
auf einem mosgen Steine,
hies mich die Mutter sizen gehn
und lies mich da alleine.

Kühl, Mutter, wird der Abend schon,
mußt kommen, kommen, Traute!
So hör doch meiner Flöte Ton,
und spiel auf deiner Laute!

Es ist ja Zeit zu gehen aus,
die Sterne helle stehen,
willst denn allein von Haus zu Haus
mit deiner Laute gehen?

Horch, deine Lieblingsweis erschallt!
horch, wie ein süses Klingen!
Es lauscht das Thal, es lauscht der Wald,
und soll's zu dir nicht dringen?

Ach, Mutter, komm, wie wird mir bang,
kann endgen nicht die Weise!
So fremde klagt dein Lieblingssang,
und fernher klagt's so leise!

98.

Der grimme Mann.

(Aus dem Wunderhorn.)

Es fuhr gen Akker ein grober Bauer,
arbeitet wakker im Schweis so sauer,

im Frühling, im März, im Mai und April:
im Felde standen der Blümlein viel,
die ihn anlachten in der Still.

Es lies sich solches bewegen nicht,
mit seinem Pflug er darüber sich richt't,
es schnitt darein der wilde Mann,
und griff an ihren Wurzeln sie an,
die schönen Blümlein lobesan.

Die Blümlein neigten die Köpfe zart,
sanken danieder zu Boden hart.
Ich schaute sie an gar sinniglich,
von Herzen sie erbarmten mich,
hätt' sie wohl gern errettet ich.

Auf unseres Fürsten Wiese grün,
da mocht ein holdselig Blümlein blühn,
das war sein liebstes Töchterlein,
von Art gar edel, fromm und fein —
ein Herzenstrost der Ältern sein.

Da kam der grimme Mann daher,
nicht Hag, nicht Wächter achtet er,

frei trat er in die Wies hinein,
schlug grausam unter die Blümlein drein
und traf die Fürstenblum allein.

Nun kommet heran ihr Christenleüt,
und gehet in's Feld mit bitterm Leid:
zwei Blumen stehen auf einem Feld,
die eine frisch, die andre welk,
rath, welche länger sich erhält?

Da kommt gegangen ein Wandersmann,
der trägt Verlangen zu greifen an
der Blumen eine mit Gewalt,
die Hand er darnach strekket bald,
nimmt, die am besten ihm gefallt.

Die halbverwelkte will er nicht,
die frisch ihm in die Augen sticht;
er läßt die alt und nimmt die neü,
und thut dran recht, bei meiner Treü!
Ich thät auch also ohne Scheü.

99.

Aus Lienhard und Gertrud.

(Von Heinrich Pestalozzi.)

1.

Das Krankenlager.

Der Rudi (ein Bauersmann, dem der böse Vogt im Dorfe durch Betrug und Ungerechtigkeit um Hab und Gut gebracht und ganz arm gemacht hatte) sas eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jezt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsakk, und sagte zu Rudi:

Suche mir doch Nachmittag etwas Laub in meine Dekke, ich friere.

O Mutter! sobald das Feüer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi! ach ich bin dir zur Last! —

Rudi. O Mutter, Mutter! sag doch das nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott! mein Gott! Könnte

ich dir nur auch, was du nöthig hast, geben! — Du dürstest, du hungerst, und klagst nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gottlob! nicht gros; und Gott wird bald helfen und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O Mutter! noch nie that mir meine Armuth so weh, als jezt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du und trägst meinen Mangel. —

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meinst du denn, Mutter! du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi! Gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Ich geh ins bessere Leben.

Rudi (schluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst die Freüde meiner Jugend und der Trost meines Alters. Und

nun danke ich Gott! Deine Hände werden jezt bald meine Augen schliesen. Dann werd ich zu Gott kommen und ich will für dich beten und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi! Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freüde des Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquikkung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbst reifet und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert; dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig und die Freüden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen bei all deinem Leiden.

Rudi. O Mutter! Liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jezt noch eins, Rudi!

Rudi. Was? Mutter.

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen.

Rudi. Was ist's denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette verstekkte und gebratene Erdäpfel aus seinem Sakk as. Er gab auch seinen Geschwistern und auch sie asen verstohlen. Rudi! Diese Erdäpfel sind nicht unser;

sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen und seinen Geschwistern laut gerufen haben, ach! er würde auch mir einen gebracht haben, wie er's tausendmal that. Es ging mir allemal an's Herz, wenn er mit etwas in den Händen zu mir sprang und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Grosmutter! O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er lauft geschwind, sucht den Knaben und bringt ihn der Mutter an's Bett).

Die Mutter sezt sich mühselig zum leztenmal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben.

Der Kleine weint laut — Grosmutter! Was willst du? Du stirbst doch nicht — ach stirb doch nicht, Grosmutter!

Sie antwortete gebrochen: Ja, Rudeli! ich werde gewiß bald sterben.

Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Grosmutter, sagte der Kleine.

Die Kranke verliert den Athem und muß sich niederlegen.

Der Knabe und sein Vater zerfliesen in Thränen. —

Sie erholt sich aber bald wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jezt liege. —

Und der Rudeli: Du stirbst doch jezt nicht mehr, Grosmutter!

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern; und werde denn auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli! wie es mich freüt, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Grosmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli! du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden; und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli! du willst ihm folgen und brav werden und recht thun. Versprich mir's, du Lieber!

Rudeli. Ja, Grosmutter! ich will gewiß recht thun nnd ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli! Der Vater, zu dem ich jezt bald kommen werde, sieht und hört alles, was wir thun und was wir versprechen! Gelt, Rudeli, du weißt das und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Grosmutter! ich weis es und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeih mir's doch, Grosmutter! ich will's nicht mehr thun. Verzeih mir's doch, ich will's gewiß nicht mehr thun, Grosmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend). Ja, ja, Grosmutter!

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mau = Maurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli! und ihn bitten, daß er dir verzeihe!

Rudeli. Grosmutter! um Gottes willen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli! damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen! und um Gotteswillen, mein Lieber! wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr! Gott verläßt niemand; er gibt allemal wieder — O Rudeli! wenn dich schon hungert; wenn du schon nichts hast und nicht's weist, traue auf deinen lieben Gott und stehl nicht mehr!

Rudeli. Grosmutter, Grosmutter! ich will gewiß nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert; ich will nicht mehr stehlen.

Die Mutter. Nun, so segne dich denn mein Gott! auf den ich hoffe, und er bewahre dich, du Lieber! — Sie drükkt ihn an ihr Herz, weinet und sagt dann: Du mußt jezt zum Maurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi! gehe doch auch mit ihm — und sag den Maurersleüten, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurükk geben könne — sag ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Übriges segne. — Es thut mir wehe — Sie haben das Ihrige auch so nöthig — und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten bei ihrer grosen Haushaltung fast nicht durchkommen. Rudi! du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte.

Rudi. Ach mein Gott! von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt an's Fenster.

2.
Christensinn.

Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten und sagte: O Gott! Rudi! Es ist der Vogt! Gewiß sind das Brot und die Butter, wovon du mir Suppen kochest, noch nicht bezahlt?

Rudi. Um Gottes willen, bekümmere dich nicht, Mutter! Es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ärnte schneiden, was er will.

Ach! er wartet dir nicht, sagt die Mutter und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt.

Die Kranke aber seüfzet bei sich selber und sagt: —

Seit unserm Handel — Gott verzeih ihn dem armen verblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich in's Herz gegangen, wenn ich ihn sah. Ach Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. — Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jezt verzeihe und den lezten Groll überwinde und für seine Sele bete. Ich will es thun.

Gott, du leitetest den Handel! Verzeih ihm. Vater im Himmel! Verzeih ihm. — Sie hört jezt den Vogt laut reden, erschrikkt und sagt:

Ach Gott, er ist zornig! O du armer Rudi! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände. — Sie hört ihn noch einmal reden und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: Vater! Komm doch, komm doch! die Grosmutter ist, glaub ich, todt.

Der Rudi antwortete: Herr Jesus! ich muß in die Stube.

Und der Vogt: Ja es thut Noth; das Unglükk wird gar gros sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird.

Der Rudi hörte nicht, was er sagte und war schnell in der Stube.

Die Kranke erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: Er war zornig, Rudi? Er will dir gewiß nicht warten.

Rudi. Nein Mutter! es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholet?

Ja, sagt die Mutter, sieht ihn ernsthaft und wehmüthig an. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? willst du mich trösten und allein leiden? Er hat dir gedrohet!

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter! er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau; und der Schloßherr zahle einem des Tags 25 Kreüzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter! und es ist da mehr, als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun ich sterbe leichter, Rudi! Du bist gut, mein lieber Gott! Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und Rudi, glaub's doch ewig fest:

Je gröser Noth,
je näher Gott.

Sie schwieg jezt eine Weile; dann sagte sie wieder:

Ich glaube, es ist mit mir aus. — Mein Athem nimmt alle Augenblikke ab. — Wir müssen scheiden, Rudi, ich will Abschied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Knie, vor dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagt die Mutter: Fasse Muth, Rudi! zu hoffen auf's ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblikk, der vorübergeht; ich fürcht ihn nicht. Ich weis, daß mein Erlöser lebt und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staub stehen, und ich werde Gott schauen!

Der Rudi hatte sich jezt wieder erholt und sagte: so gib mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komm ich dir auch bald nach in's ewige Leben.

Und dann die Mutter:

Erhöre mich, Vater im Himmel! und gib deinen Segen meinem Kinde — meinem Kinde, dem Einigen, so du mir gegeben hast und das mir so innig lieb ist — Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes gethan hat, ach! so möge er auch, um meines Segens willen, dir Gutes

thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreüe und frohlokke und seinen Namen preise!

Höre mich jezt, Rudi! und thue, was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleis, daß sie in der Armuth nicht verlegen, unordentlich nnd liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und Geschwister an einander bleiben in Freüde und Leid; so wirds ihnen auch in ihrer Armuth wohlgehen.

Verzeihe auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so geh zu ihm hin, und sage ihm: ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben; und wenn Gott meine Bitte erhört, so werde es ihm wohlgehen und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde.

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi! Gib mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuche in einem Schächtelchen liegt.

Und Rudi stand vom Knieen auf, und brachte alles der Mutter.

Da sagte sie: Bring mir jezt auch die Kinder alle. Er brachte sie vom Tische, wo sie sasen und weinten, zu ihrem Bette.

Und auch diese fielen auf ihre Kniee vor dem Bette der Mutter.

Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! Eüer Vater im Himmel wird eüch erhalten und eüch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theüern! und es thut mir weh, daß ich eüch so arm und ohne Mutter verlassen muß. — Aber hoffet auf Gott und trauet auf ihn in allem, was eüch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreüe finden. Denket an mich, ihr Lieben! ich hinterlasse eüch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb und ich weis, daß ich eüch auch lieb bin.

Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquikkung. Lasset Gottes Wort eüch eüern Trost sein, Kinder! und eüere Freüde; und liebet einander und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet; und seid aufrichtig, treü, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird's eüch wohl gehen im Leben.

Und du, Rudi! behalte dem Betheli die grösere und dem Rudeli die kleinere Bibel; und dem Kleinen die zwei Betbücher zum Angedenken von mir.

Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig: du vergissest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch niemand nichts mehr?

Nein doch auch, Grosmutter! glaub mir's doch auch: ich werde gewiß niemand was nehmen, sagte der Rudeli mit heisen Thränen.

Nun ich will dir's glauben und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh Lieber! da geb ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es und denk an mich und sei fromm und treü!

Es war ein Zeügniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Katharine zehn Jahre bei ihm gedienet und ihm so zu sagen geholfen hätte, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Katharine alles anvertraut gewesen sei und daß sie alles wohl so sorgfältig als seine selige Frau regirt habe. Der Pfarrer dankt ihr darum und sagt: daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe; und daß er in seinem Leben nicht vergessen werde, was sie in seinem Wittwenstande an ihm gethan habe. Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stükk Geld in diesem Dienste erworben und solches ihrem seligen Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abgerechtet hatte.

Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: — Es sind noch zwei gute Hemden da. Gib mir keines von diesen in's Grab; das, so ich trage, ist recht.

Und meinen Rokk und meine zwei Fürtücher lasse, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden.

Und dann sagte sie bald darauf: Siehe doch sorgfältig zum Betheli, Rudi! es ist wieder so flüssig. Halte die Kinder doch immer rein mit Waschen und Strählen und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbessern; sie sind so verderbt. Wenn du's immer kannst, so thue doch ihnen eine Geis zu, den Sommer durch, das Betheli kann sie jezt hüten — du dauerst mich, daß du so alleine bist; aber fasse Muth und thue was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jezt auch wieder — ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter schwieg jezt — und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knieen, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann stunden sie auf von ihren Knieen und Rudi sagte zu der Mutter:

Mutter! ich will dir jezt auch Laub in die Dekke holen.

Sie antwortete: Das hat jezt nicht Eil, Rudi! Es

ist, Gott Lob! jezt wärmer in der Stube; und du mußt mit dem Kleinen jezt zum Maurer.

Und der Rudi winkt dem Betheli aus der Stube und sagt: Gib auf die Grosmutter Acht, wenn ihr etwas begegnet, so schikk das Anneli mir nach; ich werde bei des Maurers sein.

3.

Die Abbitte.

Und nahm dann den Kleinen an die Hand und ging mit ihm.

Gertrud war allein zu Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinest du? warum weint der Kleine? fragte sie liebreich und bot dem Kleinen die Hand.

Ach, Gertrud! Ich bin im Unglükk, antwortete Rudi. — Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli eüch etliche Mal aus eürer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Grosmutter hat's gestern gemerkt und er hat's ihr bekennt. — Verzeih es uns, Gertrud! Die Grosmutter ist auf dem

Todbette. Ach, mein Gott! sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weis vor Angst und Sorge nicht, was ich sage. Gertrud! Sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. — Es ist mir leid, ich kann sie dir jezt nicht zurükk geben; aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeih's uns! der Knabe hat's aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner! komm, versprich mir, daß du Niemand nichts mehr nehmen willst. Sie küßt ihn und sagt: Du hast eine brave Grosmutter, werde doch auch so fromm und brav wie sie!

Rudeli. Verzeih mir, Frau! ich will, weis Gott! nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind! thue es nicht mehr; du weist jezt noch nicht, wie elend und unglükklich alle Diebe werden. Thu es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert, komm lieber zu mir und sag es mir. Wenn ich kann, ich will dir etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jezt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun nicht mehr so bald zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreüt, daß der Herr mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach! es freüet mich, daß die Mutter noch den Trost erlebt hat. Sage doch deinem Mann, ich wolle ihm ehrlich und treü arbeiten und früh und spät sein; und ich wolle mir die Erdäpfel doch herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Von dem ist keine Rede, Rudi! Mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind, Gott Lob! durch den Bau jezt auch erleichtert. Rudi! ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist.

Sie füllt dem Rudeli seinen Sakk mit dürrem Obst — sagt ihm noch einmal: Du Lieber! nimm doch Niemand nichts mehr! und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter.

4.

Das Sterben des Gerechten.

Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammen las, die Dekke ihres Betts besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffsammeln und dann eilten sie zu ihr hin.

Gertrud grüste die Kranke, nahm ihre Hand und weinte.

Du weinest, Gertrud! sagte die Grosmutter; wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach! was verziehen! Kathrine! Eüre Noth geht mir zu Herzen und noch mehr deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treüe und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute!

Kathrine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig doch hievon, Kathrine! Ich wollte, ich könnte dich in etwas in deiner Krankheit erleichtern.

Kathrine. Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen — Rudeli! hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie dir's verziehen?

Rudeli. Ja, Grosmutter! sieh doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sakk voll dürren Obsts.)

Wie ich schlummere! sagte die Grosmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Grosmutter! Es war mir gewiß Ernst.

Kathrine. Es übernimmt mich ein Schlummer und es dunkelt vor meinen Augen. — Ich muß eilen, Gertrud! sagte sie leise und gebrochen. — Ich wollte dich noch etwas bitten; aber darf ich? Dieses unglükkliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud — wenn — — ich todt sein — — — diesen armen — — verlasse = = nen Kindern — — sie sind so verlassen. — — Sie strekkt die

Hand

Hand aus — (die Augen sind schon zu) darf ich — — hoffen — — folg ihr — — — Rud — — — Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur entschlafen und sagte den Kindern: Rede keins ein Wort, sie schläft; wenn sie sich auch wieder erholte!

Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei und sagte es dem Rudi.

Wie jezt dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammen schlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben — Leser, — laß mich schweigen und weinen; denn es geht mir an's Herz, wie die Menschheit im Staube der Erde zur Unsterblichkeit reifet und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket.

Wäge doch, Menschheit! wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menschen — und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest und nicht kennest — sage mir, ob der also sterben kann, der unglükklich gelebt hat? Aber ich schweige; ich will euch nicht lehren, Menschen! Ich hätte nur dies gern, daß ihr selber die Augen aufthätet und selbst umsähet, wo Glükk und Unglükk, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi und sagte ihm noch

den lezten Wunsch der edlen Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Der Rudi nimmt treüherzig ihre Hand. — Wie mich die liebe Mutter reüet! wie sie so gut war! Gertrud! gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben, wie Stein, wenn ich's vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach! Gott wird dir's vergelten, was du an uns thun wirst.

Gertrud kehrte sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seüfzet, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern mit warmen Thränen, besorgt die Todte zum Grabe und geht erst, nachdem sie alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

5.

Der Abend vor dem Tage des Herrn.

Gertrud sas allein zu Haus bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morndrige (morgende) festliche Tag erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still

bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selbst ihre Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete alles auf Morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreüe. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, sezte sie sich mit ihren Lieben, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, an's Herz zu legen.

Und heüte war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe.

Die Kinder sasen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet und die Mutter redete mit ihnen:

Ich habe eüch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thun mußte — Kinder! wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden.

Danket, Kinder! dem lieben Gott, daß er so gut gegen

uns ist, und denket fleisig an die alte Zeit, wo ich eüch jeden Mundvoll Brot mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich eüch so oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte und daß es besser für eüch sei, meine Lieben! daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Überwindung der Gelüste gezogen würdet, als daß ihr Überfluß hättet. Denn der Mensch, der alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und thut nicht das, was ihm selbst das Nüzlichste und Beste ist. Denkt doch, so lang ihr leben werdet, Kinder! an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten — und wenn es jezt besser geht, Kinder! so denkt an die, so Mangel leiden, so wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mund voll Überflüssiges habt, es ihm gern gebet. — Nicht wahr, Kinder! ihr wollt es gern thun?

O ja, Mutter! gewiß gern — sagten alle Kinder.

Mutter. Niklas! wen kennst du, der am meisten Hunger leiden muß?

Niklas. Mutter! den Rudeli. Du warst gestern bei seinem Vater, der muß schier Hunger sterben; er isset Gras ab dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrot geben?

Niklas. O ja, Mutter! darf ich gerad Morgen?

Mutter. Ja du darfst es.

Niklas. Das freüt mich.

Mutter. Und du, Lise! wem wolltest du dann und wann dein Abendbrot geben?

Lise. Ich besinne mich jezt nicht gerade, wem ich's am liebsten gäbe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn, das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freilich, Mutter!

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du's geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise!

Lise. Ich weis es jezt auch, Mutter!

Mutter. Wem denn?

Lise. Des Reütis Beteli. — Ich sah es heüte auf des Vogts Mist verdorbene Erdäpfel heraussuchen.

Niklas. Ja, Mutter! ich sah es auch und suchte in allen meinen Säkken, aber ich fand keinen Mundvoll Brot mehr — hätte ich's nur auch eine Viertelstunde länger gespart!

Die Mutter fragte jezt eben das auch die andern Kin-

der — und sie hatten alle eine herzinnige Freüde darüber, daß sie morgen ihr Abendbrot armen Kindern geben sollten.

Die Mutter lies sie eine Weile die Freüde geniesen — dann sagte sie zu ihnen: Kinder! es ist jezt genug hievon! —

6.

Die Rechenschaft.

Mutter. Aber ihr Lieben! Wie ist's in dieser Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder sehen eines das andere an und schweigen.

Mutter. Anneli! thatest du Recht in dieser Woche?

Anneli. Nein Mutter! du weißt es wohl: mit dem Brüderlein.

Mutter. Anneli! es hätte dem Kind etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstikkt. Und über das, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte und dich da hungern und dürsten und schreien liese. Die kleinen Kinder werden auch zornig und schreien, wenn man sie lang ohne Hülfe läßt, so entsezlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. — Anneli! so dürfte ich, weis Gott! keinen Augen-

blikk mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du hättest zu dem Kind nicht recht Sorge.

Anneli. Glaube mir's doch, Mutter! ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehn.

Mutter. Ich will's zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrekken sezen.

Und Niklas! wie ists dir in dieser Woche gegangen?

Niklas. Ich weis nichts Böses.

Mutter. Denkst du nicht mehr dran, daß du am Montag das Grüteli umgestosen hast?

Niklas. Ich hab's nicht mit Fleis gethan, Mutter!

Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleis gethan hättest! Schämest du dich nicht, das zu sagen?

Niklas. Es ist mir leid! Ich will's nicht mehr thun, Mutter!

Mutter. Wenn du einmal gros sein und so, wie jezt, nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist, so wirst du es mit deinem grosen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel und Streit — und so muß ich fürchten, mein lieber Niklas! daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglükk und Sorgen auf den Hals ziehen werdest.

Niklas. Ich will gewiß Acht geben, Mutter!

Mutter. Thue es doch, mein Lieber! und glaub mir, dieses unbedachtsame Wesen würde dich gewiß unglükklich machen.

Niklas. Liebe, liebe Mutter! ich weis es und ich glaub es und ich will gewiß Acht geben.

Mutter. Und du, Lise! wie hast du dich in dieser Woche aufgeführt?

Lise. Ich weis einmal nichts anders diese Woche, Mutter!

Mutter. Gewiß nicht?

Lise. Nein einmal, Mutter! so viel ich mich besinne; ich wollte es sonst gern sagen, Mutter!

Mutter. Daß du immer, auch wenn du nichts weist, mit so viel Worten antwortest, als ein anders, wenn es recht viel zu sagen hat!

Lise. Was habe ich jezt denn auch gesagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es ist das, was wir dir tausendmal schon sagten, du seist nicht bescheiden, du besinnest dich über nichts, was du reden sollst und müssest doch immer geredt haben. — Was hattest du gerad vorgestern dem Untervogt zu sagen, du wissest, daß Arner (der Herr des Dorfes) bald kommen werde?

Lise. Es ist mir leid, Mutter!

Mutter. Wir haben's dir schon so oft gesagt, daß du nicht in alles, was dich nicht angeht, reden sollst, insonderheit vor fremden Leüten; und doch thust du es immerfort. — Wenn jezt dein Vater es nicht hätte sagen dürfen, daß er es schon wisse, und wenn er so Verdruß von deinem Geschwäze gehabt hätte?

Lise. Es würde mir sehr leid sein; aber du und der Vater haben doch kein Wort gesagt, daß es Niemand wissen soll.

Mutter. Ja, ich will's dem Vater sagen, wenn er heim kommt. Wir müssen so zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzusezen: Das darf jezt die Lise sagen bei den Nachbarn und beim Brunnen erzählen — aber das nicht — und das nicht — und das wieder — so weist du denn recht ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst.

Lise weinend. Verzeih mir doch, Mutter! Ich meinte es auch nicht so.

Mutter. Lise! die grösten Unglükke entstehen aus unvorsichtigem Geschwäze und dieser Fehler muß dir abgewöhnt sein.

So redte die Mutter mit allen.

Nach diesem beteten die Kinder das Abendgebet, das auf den Schluß der Woche gerichtet war. Dann sasen Mutter

und Kinder noch eine Weile in der ernsten Stille, die ein wahres Gebet einflösen muß.

7.

Sonntagsfreüden.

Da heüt am Morgen Lienhard und Gertrud zur Kirche gegangen waren, sasen ihre Kinder fromm und still in der Wohnung beisammen, beteten, sangen und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten; denn sie mußten solches alle Sonntag Abend der Gertrud wiederholen.

Lise, das älteste, mußte allemal während der Kirche das kleine Griteli besorgen, es aufnehmen, es trokknen, ihm seinen Brei geben; und das ist immer der Lise gröste Sonntagsfreüde, wenn sie allemal das Kleine so aufnimmt und speist, so meint dann Lise, sie sei auch schon gros. Wie sie dann die Mutter spielt, ihr nachäffet, das Kleine tausendmal herzt, ihm nikkt und lächelt; — wie das Kleine ihr wieder entgegen lächelt, seine Hände zerwirft und mit den Füssen zappelt auf ihrem Schose; wie es seine Lise bald bei der Haube nimmt, bald bei den kleinen Zöpfen, bald bei der Nase; dann wie es über dem bunten Sonntagshalstuch I — ä — I — ä macht — dann wie Niklas und Änne

ihm I — ä antworten; wie dann das Kleine Kopf und Augen herumdreht, den Ton sucht, den Niklas erblikkt und auch gegen ihn lacht — wie Niklas dann zuspringt und das lachende Schwesterlein herzet — wie dann Lise den Vorzug will und alles aufbietet, daß das Liebe gegen sie lache; auch wie sie Sorge trägt, daß sie seinem Weinen zuvorkömmt, — wie sie ihm Freüde macht, es bald in die Höhe hebt, bald wieder gleich lustig und sorgfältig hinunter läßt bis an den Boden — wie dann das Griteli bei diesem Spiele jauchzet, auch wie sie Hände und Kopf dem Kind im Spiegel erscheinen läßt, und dann endlich, wie es beim Anblikk der Mutter weit hinunter in die Gasse jauchzet — wie's ihr entgegen nikkt und lächelt — wie's seine beiden Händchen nach ihr ausstrekkt und nach ihr hangend fast überwälzet auf des Schwesterleins Arm — das alles ist wahrlich schön; es ist die Morgenfreüde der Kinder Lienhards an den Sonntagen und an den heiligen Festen — und diese Freüden frommer Kinder sind wahrlich schön vor dem HErrn, ihrem Gott. Er sieht mit Wohlgefallen auf die Unschuld der Kinder, wenn sie sich also ihres Lebens freüen und er segnet sie, daß es ihnen wohl gehe ihr Lebenlang, wenn sie folgen und recht thun.

Gertrud war heüte mit ihren Kindern zufrieden; sie hatten alles in der Ordnung gethan, was ihnen befohlen war.

Es ist die gröste Freüde frommer Kinder auf Erden, wenn Vater und Mutter mit ihnen zufrieden sind.

Die Kinder der Gertrud hatten jezt diese Freüde, sie drängten sich an den Schos ihrer Ältern, riefen bald Vater, bald Mutter, suchten ihre Hände, hielten sich an ihren Armen und sprangen am Arme des Vaters und am Arme der Mutter an ihren Hals.

Dann riefen nnd baten sie: Wir wollen doch geschwind wiederholen, was wir diese Woche gelernt haben; komm doch geschwind, Mutter! daß wir bald fertig werden.

Gertrud. Warum so eifrig heüt, ihr Lieben? warum thut es so noth?

Kinder. Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir's können, mit dem Abendbrot, gelt, Mutter! wir dürfen? Du hast's uns gestern versprochen.

Mutter. Ich will gern sehen, wie ihr das könnt, was ihr gelernt habt.

Kinder. Aber wir dürfen alsdann, Mutter?

Mutter. Ja, wenn ihr fertig sein werdet.

Die Kinder freüten sich herzlich und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut.

Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrot und zwo Schüsseln Milch, von der sie den Rahm nicht abgenommen hatte, weil es Festtag war.

Sie nahm jezt auch das Griteli an ihre Brust und hörte mit Herzensfreüde zu, wie die Kinder während dem Essen eins dem andern erzählte, wem sie ihr Abendbrot geben wollten. Keines as einen Mundvoll von seinem Brot, keines that ein Bröklein davon in die Milch und jedes freüte sich über sein Brot, zeigte es dem andern und jedes wollte, daß das seine das gröste sei.

Jezt waren sie fertig mit ihrer Milch — das Brot lag noch neben der Mutter.

Niklas schlich zu ihr hin, nahm ihr die Hand und sagte: Du gibst mir doch auch noch einen Mundvoll Brot für mich, Mutter!

Mutter. Du hast ja schon, Niklas!

Niklas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Ich habe dir's nicht befohlen; du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas. Nein, ich will's nicht essen; aber du gibst mir doch noch einen Mundvoll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niklas. Ae — warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meinst, man müsse erst, wenn man den Bauch voll hat und nichts mehr mag, an die Armen denken.

Niklas. Ist's darum, Mutter?

Mutter. Aber gibst du es ihm jezt doch ganz?

Niklas. Ja, Mutter! gewiß, gewiß. Ich weis, er hungert entsezlich — und wir essen um sechs Uhr zu Nacht.

Mutter. Und, Niklas! ich denke, er bekomme dann auch nichts.

Niklas. Ja, weis Gott! Mutter! er bekommt gewis nichts zu Nacht.

Mutter. Ja, das Elend der Armen ist gros und man muß grausam und hart sein, wenn man nicht gern, was man kann, an sich selbst und an seinem eignen Maul erspart, ihnen ihre grose Noth zu erleichtern.

Thränen stunden dem Niklas in den Augen. Die Mutter fragt sodann auch noch die andern Kinder: Lise! gibst du deines auch ganz weg?

Lise. Ja, Mutter!

Mutter. Und du, Änne! du auch?

Änne. Ja freilich, Mutter!

Mutter. Und du auch, Jonas?

Jonas. Das denk ich, Mutter!

Mutter. Nun das ist brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jezt auch anstellen? — Es hat alles so seine Ordnung; und wenn man's noch so gut meint, so kann man

etwas doch unrecht anstellen. — Niklas! wie willst du's machen mit dem Brot!

Niklas. Ich will laufen, was ich vermag und ihm rufen, dem Rudeli; ich stekk es nur nicht in Sakk, daß er's geschwind kriegt. Laß mich doch jezt gehen, Mutter!

Mutter. Wart noch ein wenig, Niklas! Und du Lise! wie willst du es machen?

Lise. Ich will's nicht so machen, wie der Niklas. Ich winke dem Betheli in eine Ekke; ich verstekke das Brot da unter meine Schürze und ich geb ihm's, daß es Niemand siehet, nicht einmal sein Vater.

Mutter. Und du, Änne! wie willst du's machen?

Änne. Weis ich's, wie ich den Heireli antreffen werde? Ich werde es ihm geben, wie's mir kommen wird.

Mutter. Und du, Jonas! du kleiner Schelm, du hast Tükke im Sinn, wie willst du's machen?

Jonas. In's Maul stekk' ich's ihm, mein Brot, Mutter! wie du mir's machst, wenn du lustig bist. — Mund und Augen zu! sag ich ihm; dann leg ich's ihm zwischen die Zähne. Es wird lachen, gelt, Mutter! es wird lachen.

Mutter. Das ist alles recht, Kinder! aber ich muß eüch doch etwas sagen: Ihr müßt das Brot den Kindern still

und allein geben, daß es Niemand sehe, damit man nicht meine, ihr wollet gros thun.

Niklas. Poz tausend, Mutter! so muß ich mein Brot auch in Sakk thun?

Mutter. Das versteht sich, Niklas!

Lise. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter! und sagte es vorher, ich woll' es nicht so machen.

Mutter. Du bist immer das allerwizigste, Lise! Ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen!

Lise erröthete und schwieg; und die Mutter sagte zu den Kindern: Ihr könnet jezt gehen; aber denket an das, was ich eüch gesagt habe. — Die Kinder gehen.

Niklas lauft und springt, was er vermag, zu des Rudi's Hütte hinunter; aber dieser ist nicht auf der Gasse. Niklas hustet ihm, raüspert sich, ruft, aber vergebens; er kommt nicht hinunter und nicht an's Fenster.

Niklas sagte zu sich selber: Was soll ich jezt machen? Geh ich zu ihm in die Stube? Ja, ich muß es ihm allein geben. Ich will doch hineingehen und ihm nur sagen, er soll herauskommen auf die Gasse.

Der Rudeli sas eben mit seinem Vater und mit seinen Geschwistern bei dem offenen Sarge der lieben gestorbenen

Grosmutter, die man in ein paar Stunden begraben sollte — und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der grosen Treüe und Liebe, die die Verstorbene ihnen im Leben erzeigt hatte; sie weinten über ihren lezten Kummer wegen der Erdäpfel und versprachen vor dem offenen Sarg dem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, keinem Menschen mehr etwas zu stehlen.

Eben jezt öffnet Niklas die Thüre — sieht die Gestorbene — erschrikkt — und lauft wieder aus der Stube.

Der Rudi aber, der ihn sieht, denkt, der Lienhard wolle ihm etwas sagen, lauft dem Knaben nach und fragt ihn, was er wolle? Nichts, nichts, antwortete Niklas! nur zu dem Rudeli hab ich wollen; aber er betet jezt.

Rudi. Das macht nichts, wenn du zu ihm willst.

Niklas. Laß ihn doch nur ein wenig zu mir auf die Gasse.

Rudi. Es ist ja so kalt und er geht nicht gern von der Grosmutter weg. Komm doch zu ihm in die Stube.

Niklas. Ich mag nicht hinein, Rudi! laß ihn doch nur einen Augenblikk zu mir herauskommen.

Ich mag's wohl leiden, antwortete der Rudi und geht zurükk nach der Stube.

Niklas geht ihm nach bis an die Thüre und ruft dem Rudeli: Komm doch einen Augenblikk zu mir heraus!

Rudeli. Ich mag jezt nicht auf die Gasse, Niklas! Ich bin jezt lieber bei der Grosmutter; man nimmt sie mir bald weg.

Niklas. Komm doch nur einen Augenblikk.

Rudi. Geh doch und sieh, was er will.

Der Rudeli geht hinaus. Der Niklas nimmt ihn bei dem Arm und sagt: Komm, ich muß dir etwas sagen — führt ihn in eine Ekke, stekkt ihm sein Brot geschwind in den Sakk und lauft davon.

Der Rudeli dankt und ruft ihm nach: Dank doch auch deinem Vater und deiner Mutter!

Niklas kehrt sich um, deütet ihm mit den Händen, daß er doch schweige und sagt: Es muß es Niemand wissen! und lauft wie ein Pfeil davon.

Lise geht indessen allgemach in ihrem Schritt ins obere Dorf zu des Reütis Betheli. Dieses stund eben am Fenster. Lise winkte ihm und das Betheli schleicht aus der Stube zu ihm heraus. —

Lise. Du, Betheli! ich habe dir da Brot.

Betheli (das die Hand darnach strekkt). Du bist gut, Lise! Es hungert mich; aber warum bringst du mir jezt Brot?

Lise. Weil du mir lieb bist, Betheli! Wir haben jezt genug Brot; mein Vater muß die Kirche bauen.

Betheli. Meiner auch.

Lise. Ja, aber deiner ist nur Handlanger.

Betheli. Das ist gleich viel, wenn's nur Brot gibt.

Lise. Habt ihr grosen Hunger leiden müssen?

Betheli. Ach! wenn's nur jezt besser wird.

Lise. Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Betheli. Ich darf dir's nicht sagen.

Lise. Warum nicht?

Betheli. Wenn es der Vater vernähme, er würde mir —

Lise. Ich würd' es ihm gewiß gleich sagen?

Das Betheli nimmt ein Stükk ungekochte weise Rüben aus dem Sakk und sagt: Da sieh — —

Lise. Herr Jesus! sonst nichts?

Betheli. Nein, weis Gott! jezt schon zwei Tage.

Lise. Und du darfst es Niemand sagen und Niemand nichts fodern?

Betheli. Ja, wenn er nur wüßte, was ich dir gesagt habe, es würde mir gehen! —

Lise. Iß doch das Brot, ehe du wieder hinein mußt.

Betheli. Ja, ich will; ich muß bald wieder hinein, sonst fehlts. — Es fängt an zu essen. —

Änne trifft den Heireli unter seiner Hausthüre an und sagt ihm: Willst du Brot?

Heireli. Ja, wenn du hast. Änne gibt's ihm; er dankt und ißt und Änne geht wieder fort.

Der Jonas schlich um des Michels Haus herum, bis Bäbeli ihn sah und herab kam. Was machst du da, Jonas? sagte Bäbeli.

Jonas. Ich möchte gern etwas Lustiges machen.

Bäbeli. Ich will mich mit dir lustig machen, Jonas!

Jonas. Willst du thun, was ich will, Bäbeli? es geht dann gewiß lustig.

Bäbeli. Was willst du denn machen?

Jonas. Du mußt's Maul aufthun und die Augen zu.

Bäbeli. Ja, du thust mir etwas Garstiges ins Maul.

Jonas. Nein, das thue ich dir nicht, Bäbeli! meiner Treü! nicht.

Bäbeli. Nun — — aber sieh zu, wenn du mich anführst! (Er thut den Mund auf und die Augen nur halb zu.)

Jonas. Recht zu mit den Augen, sonst gilt's nicht.

Bäbeli. Ja; aber wenn du ein Schelm bist? (Es thut jezt die Augen ganz zu.)

Flugs schiebt ihm Jonas das Brot in's Maul und lauft fort.

Das Bäbeli nimmt das Brot aus dem Mund und sagt: das ist lustig; sizt nieder und ißt.

8.

Hausordnung und Hausunordnung.

Gertrud ging an einem Morgen, nachdem sie mit ihren Kindern gebetet, zu ihrem guten Nachbar, dem Rudi, der nun nicht mehr mit den andern Handlangern beim Kirchbau taglöhnte. Sie sagte am Tag, wo der Dorfherr ihm seine Matte wieder zusicherte und ihm eine Kuh in seinen Stall stellte und Heü für sie auf seine Bühne schenkte, zu diesem Herrn selber: „Der Mann muß jezt den Tag über bei seinen Kindern „bleiben und sich angewöhnen, in allen Rükksichten ein or„dentlicher Hausvater zu werden. Es würde ihm und seiner „Haushaltung jezt schaden, wenn er den ganzen Tag an dem „Bau handlangen müßte.“

„Du hast recht,“ sagte der Dorfherr zur Gertrud; und Gertrud sagte dem Rudi schon am gleichen Abend: „er habe „das jezt nicht mehr nöthig, er müsse nun daheim bei seinen „Kindern bleiben.“

Der gute Mann antwortete der Gertrud verlegen: „Aber „wenn ich jezt dem Herrn nicht mehr zur Arbeit komme,

„meint er denn etwa nicht, ich sei ob meinem neüen Glükk „hochmüthig oder gar undankbar worden?“

Gertrud erwiederte: „Ich hab es dem Herrn schon ge„sagt und er findet, ich habe recht.“

Rudi. Das ist gut. Ich bleibe natürlich lieber zu Haus bei meinen Kindern.

Gertrud kannte den Rudi auch von seiner schwachen Seite und wußte überhaupt, daß der Unmuth und die Niedergeschlagenheit, in die der Mensch durch Armuth und Noth so leicht versinkt, in ihm fast immer alle wahre Haushaltungskraft und allen wahren Haushaltungsgeist zu Grunde richtet, so daß ihm, wenn er auch durch einen Zufall wieder in bessere Umstände kommt, sein neües Glükk, wenn er darin nicht Rath und That findet, wie ein Aal dem, der ihn im Wasser fangen will, aus der Hand schlüpft. Und da sie seiner Mutter auf dem Todbette versprochen, sich seiner Kinder anzunehmen, so wollte sie keine Stunde versaümen, um dem Rudi, so viel sie könnte, zur Ordnung zu verhelfen, ehe schon wieder das Halbe durch Unordnung zu Grund gegangen wäre.

Sie traf noch alle Kinder an, wie wenn sie eben aus dem Bett aufgestanden wären und er selber sah aus, als hätte er noch nicht Zeit gehabt, sich recht zu ordnen. Die

halben Kleider der Kinder lagen im Boden herum; die Kaze sas neben der schwarzen Platte, woraus sie gestern gegessen, auf dem Tisch. — Gertrud fühlte die Gröse des Verderbens einer solchen Unordnung und suchte dann dem guten Rudi der Länge und Breite nach begreiflich zu machen, wie weit das lange und wohin ihn dieses bringen werde. — Er machte im Anfang Augen, wie einer, der halb im Schlaf zuhört, als sie so mit ihm redete; denn er war der Unordnung jezt lange schon gewohnt und meinte, weil er seine Matte wieder habe, so sei alles wieder ganz gut bestellt — so daß er lange nicht recht fühlte, was Gertrud jezt mit ihrem Predigen eigentlich wolle. Endlich begriff er sie und die Thränen schossen ihm in die Augen und er antwortete jezt: „Ach, „mein Gott! Nachbarin! du hast wohl recht; aber es war, „weis Gott! in unserm Elend nicht anders möglich. Ich sas „auf die Lezte oft bei Stunden und Tagen herum, daß ich „fast nicht mehr wußte, wo mir der Kopf stand, viel we„niger, was ich angreifen sollte und was ich angreifen „möchte.“

Gertrud. Das ist eben, was ich sage, und warum du dir jezt mußt rathen und helfen lassen und glaub mir, Rudi, das ist eine Krankheit, die sehr tief liegt und von der du dich jezt im Ernst wirst heilen lassen müssen.

Rudi. Wenn ich wieder genug zu essen habe und der Hunger meiner Kinder mir nicht mehr angst und bang macht, so wird sich diese Krankheit wohl leicht von selber heilen.

Gertrud. Denk doch nicht, daß es mit der Heilung dieser Krankheit so leicht gehen werde. Es wird ganz gewiß nicht leicht sein, dir alles wieder anzugewöhnen, was du dir jezt wieder angewöhnen mußt. Siehe, Rudi, wenn deine Kinder erzogen werden sollen, daß es erzogen heist, so muß alles, bis auf die Schuhbürsten hinunter, in eine andere Ordnung kommen. — Sie fuhr fort und sagte mit Lebendigkeit: Wir wollen jezt nicht schwazen, sondern die Hände in den Taig stosen. Es muß mir heüte, noch ehe die Sonne untergeht, in deiner Stube aussehen, daß man sich nicht mehr darin kennt. Tisch, Fenster, Boden, alles muß abgewaschen und gereinigt sein und die Stube muß täglich erlüftet werden. Deine Kinder sehen gewiß auch darum so übel aus, weil sie Tag und Nacht keine reine Luft einathmen können. Es ist ein Unglükk, daß deine Frau selig auf die Lezte ihre Haushaltung auch so gar vernachlässigte. So arm eine Frau auch ist, so sollte sie doch an ihrem Mann und ihren Kindern wenigstens noch das thun, was nichts kostet.

Rudi. Die Grosmutter hat es ihr tausendmal gesagt; aber das Elend hat sie so weit herunter gebracht, daß sie

allen

allen Sinn für alles verloren, wo sie etwa noch etwas hätte thun können. — Eine Weile darauf sagte er: Mein Gott, da es so war, so muß ich fast denken, es sei noch ein Glükk für mich gewesen, daß sie gestorben. — In dem Augenblikk, da er das sagte, entfiel ihm ein Seüfzer und er sagte gleich darauf: Nein, ich darf das nicht denken; wenn sie noch erlebt hätte, wie es mir jezt geht, sie wäre gewiß auch nach und nach wieder zu sich selber kommen und wieder worden, wie im Anfang. Er sezte wehmüthig hinzu: Sie kommt mir seit gestern nie aus dem Kopf, und wo ich gehe und stehe, meine ich immer, sie sollte wieder da sein, und das Gute jezt auch mit mir haben, wie sie das Böse mit mir getragen.

Gertrud. Es ist ihr jezt besser, als uns allen, Rudi! und ich weis nicht, ob's ihr leicht auf der Welt wieder wohl worden wäre. Wer so lange alles so schwer aufgenommen, wie sie, der kommt nicht mehr so leicht zu sich selber.

Rudi. Das ist auch wahr.

Gertrud. Was du jezt am besten zu ihrem Andenken thun kannst und was ihr noch im Himmel Trost und Freüd machen wird, ist dieses, wenn du deine Kinder sorgfältig auferziehest, daß sie nicht so unglükklich werden, wie sie. — Und glaub mir, es kommt in der Erziehung eines Kinds

hierin tausendmal wesentlich auf Kleinigkeiten an, auf die man achtet, ob ein Kind eine halbe Stunde früher oder später aufstehe, ob es seine Sonntagskleider die Woche über in einen Winkel werfe oder sorgfältig an einen Ort zusammenlege, ob seine Mutter Brot, Mehl, Butter und was sie braucht, täglich abtheile und unter gleichen Umständen immer mit dem gleichen Mas auskomme, oder ob sie gleichgültig in der einten Woche mehr, in der andern weniger brauche; hauptsächlich kommt es darauf an, daß die Kinder den ganzen Tag über nie der Zerstreüung und Gedankenlosigkeit überlassen, sondern vom Morgen bis an den Abend wissen, was sie zu thun haben und thun müssen. Wenn man's an den Kleinigkeiten mangeln läßt, die zu dieser Ordnung nothwendig sind, so kann eine Tochter, die in ihrer Jugend das gutmüthigste, frömmste und gefälligste und auch das heiterste und glükklichste Kind schien, im Alter, wenn es eine Frau wird, ihr ganzes hoffnungsvolles Wesen verlieren und so werden, daß sie kein Mensch, der sie in der Jugend gesehen hat, mehr erkennen kann.

Der Rudi erwiederte: So ganz ging es der Frau selig.

Dann kamen sie auf ihre Jugendgeschichte und Gertrud sagte: Ich kannte ihre Ältern. Es war in ihrer Haushaltung

nie eine Ordnung; sie las zu viel ihr unverständliche Bücher und traümte zu viel!

Rudi. Sie vergas sich ob ihren Büchern so sehr, daß ich oft fürchten mußte, sie zünde mir noch das Haus an; so vergeßlos ging sie mit allem um, was sie zur Hand nahm. Von den Kindern mag ich nur nichts sagen. Die Bücher waren ihr Heiligthum und ihr Himmel. Sie vergas mich und die Kinder und alles, was sie hatte.

Gertrud. Das ist übel. Die Bücher müssen einer Frau wie der Sonntagsrokk sein.

Rudi. Sie trug diesen Sonntagsrokk alle Tage.

Gertrud. Er nuzte sich aber auch darum so ab, daß er zulezt nicht einmal zu einem Alltagsrokk mehr gut war.

Rudi. Was mir bei allem dem immer am meisten zu Herzen ging, war, daß sie bei aller ihrer Liederlichkeit immer so fromm war und die Kinder so fleisig zum Beten anhielt.

Gertrud. Alle wahre Frömmigkeit hat Kraft. Wo keine wahre Kraft ist, da ist auch keine wahre Frömmigkeit, und wer liederlich ist, kann weder recht beten, noch seine Kinder recht beten lehren.

Rudi. Es ist wahr. Ihre Kraft ging am End auch für's Betenlehren verloren. Da sie ihr gewohntes Essen und

Trinken nicht mehr hatte, fing sie endlich an, auch ihre Bücher liegen zu lassen, betete nicht mehr mit den Kindern und weinte nur, wenn ihr eins vor Augen kam.

Gertrud. Laß dir das zur Warnung dienen. Laß deine Kinder beten, damit sie gern arbeiten, aber dann auch arbeiten, damit ihnen das Beten nie erleide, sondern seinen Segen bis an ihr Grab empfinden und geniesen.

Rudi. Ich will die zwei Ältesten sogleich zu einer Nähterin schikken, sie müssen mir nähen lernen.

Gertrud. Nicht sogleich. Du mußt sie zuerst kleiden. So wie sie jezt sind, müssen Sie mir nicht zur Stube hinaus.

Rudi. Kauf ihnen doch Zeüg zu Rökken und Hemden; ich verstehe es nicht; ich will das Geld heüte noch entlehnen.

Gertrud. Nichts entlehnen, Rudi. Das Zeüg will ich kaufen und nach dem Heüet zahlst du es.

Rudi. Warum nicht entlehnen?

Gertrud. Weil es zur guten Hausordnung gehört, nie etwas von einem Nagel an den andern zu hängen, und weil unter hunderten, die leihen, nicht zehn sind, die nicht wieder dafür brandschazen, und sonderlich dich — du bist zu gut und deine Unordnung hat dich dahin gebracht, daß du

nicht mehr recht weist, wie weit auch die kleinsten Fehler im haüslichen Leben dich hinführen könnten. Du mußt jezt lernen, zu dem Deinigen Sorg tragen und leichtsinnigerweise nichts aus den Händen fahren lassen.

Jezt meinte der Rudi, sie habe schon gehört, daß er dem Vogt alljährlich Heü für eine Kuh seiner Matte abgeben wolle, und sagte: Du wirst doch nichts dawider haben, daß ich die Matte mit dem Vogt theile?

Gertrud. Was sagst du? die Matte mit dem Vogt theilen?

Rudi. Ich hab' es in Gottes Namen schon dem Herrn Pfarrer versprochen.

Gertrud. Und der Herr Pfarrer hat gebilligt, daß du ihm die Matte, die er dir abgestohlen, halb wieder gebest?

Rudi. Ja, so versteh' ich's nicht. Ich hab ihm nur versprochen, für eine Kuh Sömmerung und Winterung (Gras und Heü) der Matte abzugeben.

Gertrud. Das ist was anders!

Rudi. Ach, er ist jezt ein armer, alter Tropf, der hart genug gebüßt hat, und ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihn in dem Elend zu sehen, in dem ich war, ohne ihm beizustehen.

Gertrud. Du bist gut, Rudi!

Rudi. Liebe Frau! wenn du meine arme Mutter, wie ich, noch auf ihrem Todbett für ihn beten gehört hättest, daß es ihm wohl gehe, du hättest das gewiß auch gethan.

Gertrud. Vielleicht wohl, aber gewiß noch nicht jezt.

Rudi. Der Pfarrer hat es auch gesagt. Ich darf es dem Vogt noch etliche Tage nicht sagen, bis er mir's erlaubt.

Gertrud. Das ist recht vom Pfarrer. Es ist dem Vogt selbst gut, daß er recht fühle, was Elend und Noth ist, in das er so viele Leüte gestürzt hat, ehe man ihm wieder Hand bietet.

Während dem Gespräch wusch Gertrud die Kinder und kämmte sie mit einer Sorgfalt und Schonung, die sie nicht kannten, und lies sie auch ihre Kleider steifer und ordentlicher anziehen, als sie sonst gewohnt waren. Darauf ging sie in ihre Hütte, kam mit ihrem Zuber und Besen und Bürsten zurükk, fing dann an, die Stube zu reinigen, und zeigte auch dem Rudi, wie er dasselbe machen und angreifen müsse und was die Kinder ihm dabei helfen können. Dieser gab sich alle Mühe, und nach ein paar Stunden konnte er es so wohl, daß ihn Gertrud jezt allein machen lies und wieder heim ging. „Wenn die Kinder denn brav geholfen, so schikk sie auf den „Abend zu mir!“ sagte sie im Weggehen. —

Der Rudi wußte nicht, was er sagen und machen wollte, als sie jezt fort war, so war's ihm um's Herz. Eine Weile hatte er die Hände still, bürstete und fegte nicht, sondern staunte und dachte bei sich selber: „Es wäre mir einmal in „Gottes Namen, wie wenn ich im Himmel wäre, wenn ich „so eine Frau hätte!" — Und als er auf den Abend ihr seine Kinder schikkte, gab er seit Jahren das erstemal wieder acht, ob ihre Hände und Gesicht sauber und ihre Hare und Kleider in der Ordnung wären, so daß sich die Kinder selber darob verwunderten und die Nachbarn auch.

Die Kleinen fanden des Maurers Kinder alle an ihrer Arbeit. Diese empfingen sie fröhlich und freündlich, aber sie hörten um deswillen keinen Augenblikk auf zu arbeiten. „Ma„chet, daß ihr mit eürem Feierabend bald fertig werdet, so „könnt ihr eüch dann mit diesen Lieben lustig machen, bis es „6 Uhr schlägt," sagte ihnen Gertrud. — Und die Kinder: „Das denk' ich, wir wollen eilen; die Sonne scheint wie im „Sommer, Mutter!" — „Aber daß eüer Garn nicht gröber „werde!" antwortete die Mutter. — „Du mußt gewiß „eher einen Kreüzer mehr, als minder von meinem lösen," „sagte Lise. — „Und auch von unserm," riefen aus allen Ekken die andern. — „Ich will gern sehen, ihr Prahlhänse!" erwiederte die Mutter. —

Die Kinder Rudis standen da, sperrten Maul und Augen auf ob der schönen Arbeit und dem fröhlichen Wesen in dieser Stube. — „Könnt ihr auch spinnen?“ fragte jezt Gertrud. — „Ach nein,“ erwiederten die Kinder. — Gertrud erwiederte: „So müßt ihr's lernen, ihr Lieben! meine „Kinder liesen sich's nicht abkaufen und sind am Samstag so „lustig, wenn jedes so seine Arbeit gethan hat. Das Jahr „ist lang, ihr Lieben! wenn man's so alle Wochen zusammen„spinnt, so gibts am End des Jahrs viel Geld und man „weis nicht, wie man dazu gekommen.“ — „Äh, bitte, „lehr' es uns auch,“ sagten die Kinder und schmiegten sich an den Arm der guten Frau. — „Das will ich gern,“ antwortete Gertrud, „kommt nur alle Tage, wenn ihr wollt, „ihr müßt es bald können.“

Indessen hatten die andern ihren Feierabend aufgesponnen, versorgten ihr Garn und ihre Räder und sangen mitunter:

Feierabend, Feierabend, lieb' Mutter! —
Feierabend in unserm Haus!
Z'nacht gehen wir alle gern nieder,
am Morgen steht alles froh auf. —

Nahmen dann ihre Gäste bei der Hand; heiter, wie der Abend, sprangen jezt alle Kinder auf der Matte auf allen

Seiten dem Zaun nach und rund um die Baüme; aber Gertruds Kinder wichen sorgfältiger, als des Rudis, dem Koth im Weg und den Dörnen am Hag aus und hatten Sorge zu den Kleidern. Sie banden ihre Strümpfe, ringleten ihre Schuhe alsobald, wenn etwa einem etwas losging, und wenn Rudis Kinder so etwas nicht achteten, sagten ihnen die Guten sogleich: „Du verlierst deinen Ringen — dein Strupf„band — oder, du machst dich kothig, oder du zerreisest dich „hier in den Dörnen u. s. w.“

Rudis Kinder liebten die ordentlichen Kinder der Gertrud, lächelten bei allem, was diese ihnen sagten, und folgten, wie man fast Ältern folgt; denn sie sahen, daß sie alles, was sie ihnen sagten, selber thaten und es weder böse noch hochmüthig meinten. — Auf den Schlag 6 Uhr eilten Gertruds Kinder unter das Dach, wie die Vögel, wenn die Sonne unter ist, in ihr Nest eilen. — „Wollt ihr mit uns? „wir gehen jezt beten,“ sagten sie zu Rudis Kindern. — „Ja, wir wollen und auch eürer Mutter b'hüti Gott sa„gen.“ — „Nun, das ist recht, daß ihr kommt,“ sagten diese und hüpften mit ihnen durch die ganze Matte, die Stiege hinauf und bis an den Tisch, wo sie sich dann zum Beten hinsezten.

„Müßt ihr nicht auch heim zum Beten, ihr Lieben?“

fragte jezt Gertrud Rudis Kinder. — „Wir beten erst, „wenn wir ins Bett gehen," sagte das älteste. — „Und „wann müßt ihr ins Bett?" fragte Gertrud. — „Was weis „ich?" antwortete das Kind — und ein anderes: „So „wann's anfängt nachten" (dunkel zu werden). — „Nun „so könnt ihr noch mit uns beten; aber dann ist's Zeit mit „eüch heim!" sagte Gertrud. — „Es macht nichts, wenn's „schon dunkelt, wir fürchten uns nicht," sagte das älteste, — „und wenn wir alle bei einander sind," sezte ein anderes hinzu. — Und dann beteten die Kinder Gertruds mit ihrer Mutter in ihrer Ordnung und sie lies auch Rudis Kinder die Gebete beten, die sie konnten, und begleitete sie dann bis zum Hausgatter. „Habet recht Sorg, daß keins falle, „ihr Lieben und grüßt mir den Vater und kommt bald wie- „der! Ein andermal will ich eüch ein Spinnrad bereit machen, „wenn ihr's lernen wollt," sagte Gertrud ihnen zum Abschied und sah ihnen die Gasse durch nach, bis sie um die Ekke herum waren, und die Kinder schrieen ihr, so weit man sie hören konnte, zurükk: „B'hüti Gott! und danke Gott! und schlaf wohl, du liebe Frau!"

Als sie heim kamen, konnten sie nicht genug erzählen, wie viele Freüde sie bei der Gertrud und ihren Kindern gehabt hätten.

100.

Das Habermus.

(Von Hebel.)

s' Habermues wär ferig, se chömmet ihr Kinder und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig,
as nit eim am ruesige Tüpfi 's Ärmeli schwarz wird.
Esset denn und segnichs Gott und wachset und trüeihet!
D' Haberchörnli het der Ätti zwische de Fuhre
gseiht mit fleisiger Hand und abeg'egget im Früeihjohr.
As es g'wachsen isch und zitig worde, für sel cha
eüen Ätti nüt, sel thut der Vater im Himmel.
Denket nummi, Chinder, es schloft ihm mehlige Chörnli
chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thutich ke Schnüfli,
nei, es schloft und seit kei Wort und ißt nit und trinkt nit,
bis es in de Fuhre lit, im lukkere Bode.
Aber in de Fuhren und in der füechtige Wärmi

---

2) gent, gebt; Tüpfi, Töpflein; 4) trüeihet, gedeihet; 5) Ätti, Vater; Fuhre, Furche; 6) gseiht, gesäet; 7) selscha, solches kann; nüt, nicht; 9) numme, nur; 10) Chiimli, Keimlein; thutich, thut euch; Schnüfli, Schnaüflein; 12) lit, liegt.

wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlößli,
strekkt die zarte Gliedli und sueget am saftige Chörnli,
wie 'ne Mutterchind, 's isch alles, aß es nitt briegget.
Siderie wird's gröser und heimli schöner und stärcher
und schlieft us de Windlen, es strekkt e Würzeli abe,
tiefer aben in Grund und sucht si Nahrig und find't sie.
Jo und 's stichts der Wunderwiz, 's möcht nummen au wisse,
wie's denn witer oben isch. Gar heimlich und furchtsem
güggelet's zum Boden us. — Poz tausig, wie gfällt's em!
Uise lieber Herget, er schikkt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau und sag em fründli Gottwilche!"
Und es trinkt und 's schmekktem wohl und 's strekkt si gar sölli.
Sieder strählt si d'Sunnen und wenn sie gwäschen und gstrählt isch,
chunt sie mit der Strikkete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Landstros,
strikkt und lueget aben, aß wie ne fründlichi Muetter
no de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli
und es thutem wohl, bis tief in's Würzeli abe.

---

3) **briegget**, weinet; 4) **Siderie**, seither; 5) **Wunderwiz**, Neügierde; 9) **güggelet's**, gukkt es; 10) **Uise**, unser; 11) **Gottwillche**, Gottwillkommen; 12) **sölli**, sehr; 13) **strählt**, kämmt; 14) **Strikkete**, Gestrikk; 17) **no**, nach.

„So ne tolli Frau und doch so güetig und freündli!“
Aber was sie strikkt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprüzerli chunt, druf regnets gar sölli.
's Chiimli trinkt, bis gnug, druf weiht e Lüftli und trokknet's
und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!“
Esset Chindli, gsegn' es Gott und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zit ufs Chiimli; Wulken an Wulke
stöhn am Himmel Tag und Nacht und d' Sunne verbirgt si;
uf de Berge schneit's und witer nide hurniglet's.
Schocheli schoch, wie schnatteret jez und brieggetmi Chiimli!
und der Boden isch zu und 's het gar chündigi Nahrig.
„Isch denn d'Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit cho will,
„oder förcht sie au, es frier' sie? Wäri doch bliebe,
„woni gsii bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
„und deheim im Boden und in der füechtige Wärmi!“
Lueget Chinder, so gohts! Der werdet au no so sage,
wenn der use chömmet und unter fremde Lüte

---

2) Gwülch, Gewölk; 5) seit, sagt; nümmen, nimmer; 10) witer niede hurniglet's, weiter unten hagelt's; 11) Schocheli schoch, ist ein Ausruf beim Gefühl der Kälte; 12) chündigi, ärmliche; 13) cho, kommen; 17) der, ihr; 18) use, hinaus.

schaffe müent und reblen und Brot und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim bi'm Mütterli, hinterem Ofe!“
Tröstich Gott! 's nimmt au an End und öbbe wird's besser,
wie's im Chiimli gangen isch. Am heitere Maitag
weihts so lau, d'Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
und sie luegt, was 's Chiimli macht und git em e Schmüzli
und jez isch em wohl und 's weis nit z'blibe vor Freüde.
Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blume;
nootno duftet 's Chriesibluest und grünet der Pflaumbaum;
nootno wird der Rogge buschig, Waizen und Gerste
und mi Häberli seit: „Do blibi jo nit dehinte!“
Nei, es spreitet d'Blättli us; wer het em sie gwobe?
und jez schiest der Halm — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Würzli bis in die saftige Spize?
Endli schlieft en Ähri us und schwankt in de Lüfte —
Sagmer au ne Mensch, wer het an sideni Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünstliche Hände?
D'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Fuhren
uf und ab, vo Halm zu Halm und schaffe gar sölli.

---

1) **müent**, müsset; **reblen**, sich hin und herbewegen, sich plagen; 3) **öbbe**, etwa; 8) **Nootno**, nach und nach; 9) **Chriesibluest**, Kirschenblüte; 16) **sideni**, seidene.

Jez hangt Bluest an Bluest an zarte schwankigen Ähri,
und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Chilchstuhl.
Jez sin zarti Chörnli drin und wachsen in Stille,
und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zu'nem,
luege, was er macht und singen: Eie Popeie!
Und 's Schi-Würmli chunt, Poz tausig mittem Laternli,
z'Nacht um Nüni z'Licht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli schlofe.
Esset Chinder, segn' es Gott und wachset und trüeihet!
Sieder het me gheüet und Chriesi gunne no Pfingste;
sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
sieder hen sie Rogge gschnitte, Waizen und Gerste
und die arme Chinder hen barfis zwische de Stupfle
gfalleni Ähri glesen und 's Müüsli hetene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht; voll mehligi Chörner
het er gschwankt und gseit: „Jez isch mer afange verleidet,
und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do

2) stoht, steht; Brüütli, Braütchen; Chilchstuhl Kirchstuhl; 4) afange, endlich; 5) z'Stubete, auf Besuch; z'nem, zu ihm; 7) Schi-Würmli, Schein- oder Leüchterwürmchen; 9) gunne, gepflükkt; 12) Stupfle, Stoppeln; 16) ellei, allein.

zwische de Stupfelrüben und zwische de Grumbirestude?"
Druf isch d'Mutter usen und 's Efersinli und 's Plunni,
's het ein scho an d'Finger gfrore z'morgen und z'obe.
Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
hen sie'n dröscht vo früeih um zwei bis z'oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho und hetten in d' Mühli
gholt und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle,
und mit feister Milch vom junge flekkige Chüeihli
hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi. — Geltet, 's isch
gut gsi?
Wüschet d'Löffel ab und bett eis! Danket dem Heren —
und jez göhnt in d'Schul, dört hangt der Ofer am Simse!
Fall mer keis, gent achtig und lehret, was menich ufgit!
Wen der wieder chömmet, so chömmeter Zibbertli über.

---

1) Grundbirestude, Erdäpfelstauden; 2) Eifersinli und Plunni, Eufrosinchen und Apollonia; 4) Schüre, Scheüer; 8) Chüeihli, Küh-lein; 11) Ofer, Büchersakk; 12) menich, man eüch; 13) Zibbertli, getrokknete Pflaumen; chömmeter über, bekommet ihr.

101.

Die Spinne.

(Von Hebel.)

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Was Gvatter meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, traui, blibe lo.
Es machts so fei und machts so nett,
i wott nitt, aßi 's z'hasple hätt.

Wo het's di sini Riste g'no,
bi wellem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme 's wüßt, wol mengi Frau,
sie wär so gscheit und holti au!
Jez lueg mer, wie 's si Füeßli sezt,
und d'Ärmel streift und d'Finger nezt.

Es zieht e lange Faden us,
es spinnt e Brukk ans Nochbers Hus

---

4) lo, lassen; 6) wott, wollte; 7) Riste, die Reiste; g'no, genommen; 9) mengi, manche; 10) holti, holte dich.

es baut e Landstros in der Luft,
morn hangt sie scho voll Morgeduft,
es baut e Fußweg nebe dra,
4) 's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
poz tausig, im Gallop und Trapp! —
Jez gohts ring um, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schiest es zarte Fäden i.
10) Wirds öbbe solle gwobe si?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es weis nit recht, wo 's ane will.
's goht weger z'rukk, i sieh's em a;
's muß naümis rechts vergesse ha.
„Zwor denkt es, sel pressirt jo nit,
16) i halt mi nummen uf dermit.“

Es spinnt und webt und het kei Rast,
so glüchlich, me verluegt si fast.

---

1) morn, morgen; 3) ehne, jenseits; dure, hinüber; 9) i, ein; 11) verstuunt, erstaunt; 12) ane, hin; 13) weger, wahrlich; 14) naümis, etwas; 18) glüchlich, durchgehends gleich; verluegt, versieht.

Und 's Pfarers Christoph het no gseit,
's seig jede Fade zeme gleit.
Es mueß ein guti Augi ha,
wer's zehlen und erchenne cha.

Jez puzt es sine Händli ab,
es stoht und haut den Faden ab.
Jez sizt es in si Summerhus
und luegt die lange Strossen us.
Es seit: „Me baut si halber z'tod,
doch freüts ein au, wenns Hüsli stoht.“

In freie Lüfte wogt und schwankt's,
und an der liebe Sunne hangt's;
sie schint em frei dur d'Beinli dur,
und 's isch em wohl. In Feld und Flur
sieht 's Mükkli tanze jung und feis,
's denkt bi nem selber: „Hätti eis!“

O Thierli, wie hesch mi verzükkt!
Wie bisch so chlei und doch so gschikkt!

---

2) zeme, zusammen; 15) feis, feist.

Wer het di au die Sache glehrt?
Denk wohl der, wonis alli nährt,
mit milde Händen alle git.
4) Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
sie rennt em schier gar 's Hüsli um.
Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du arme Chezer hesch di Sach!
Hesch keini Auge bi der g'ha?
10) Was göhn di üsi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkt's enanderno
es zukkt und springt und het sie scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
„jez mußi au ne Brotis ha!“
I sags jo, der wo alle git,
16) wenn's Zit isch, es vergißt ein nit.

---

2) **wonis**, der uns; 10) **üsi**, unsere; 11) **enanderno**, einander nach, geschwinde; 14) **Brotis**, Brot, Nahrung.

J. J. Kirchner gez. P. Bauer gest.

102.

Von den Fischer un siine Fru.

(Von Runge, aus der pommerschen Mundart.)

Daar was mal eens een Fischer un siine Fru, de waanten tosamen in'n Pispott, dicht an de See — un

de Fischer ging alle Dage hen un angelt un ging he hen lange Tid.

Daar satt he eens an de See bi de Angel un sach in dat blanke Water un he sach ümmer na de Angel — daar ging de Angel to Grun'n, deep unner un as he se heruttrekkt, so haalt he eenen groten Butt herut. De Butt sed' to em: „Ikk bidd di, dat du mi lewen lettst, ikk bin keen rechte Butt, ikk bin een verwünscht' Prins, sett mi wedder in dat Water un laat mi swemmen!" — Nu, sed' de Mann, du bruukst nich so veele Woord to maken; eenen Butt, de spreken kan, hadd ikk doch woll swemmen laten. Daar sett't he en wedder in dat Water un de Butt ging fuurt weg to Gruun'n un lett eenen langen Stripen Bloot hinne sich.

De Mann averst ging to siine Fru in'n Pispott un vertellt eer, dat he eenen Butt fangen hadd, de hadd to em segt, he weer een verwünscht Prins, doon hadd he em wedder swemmen laten. „Hest du di den nix wünscht?" sed' de Fru. — „Nee! sed de Mann, wat sull ikk mi wünschen?" — „Ach! sed' de Fru, dat is doch övel, ümmer in'n Pispott to waanen, dat is so stinkig un drekkig hier, ga du noch hen un wünsch uns ne lütte Hütt!" Den Mann was dat nich so recht, doch ging he hen na de See, un as he hen kamm, so

was de See gans geel un grön, da ging he an dat Water staan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje! Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ikk wol will.“

Daar kam de Butt answemmen un sed': „Na wat will se denn?“ — „Ach! sed' de Mann, ikk hev di doch fangen hätt, nu sed' mine Fru, ikk hadd mi doch wat wünschen sullt, se mag nich meer in Pispott waanen, se wull geern ne Hütt hebben.“ — „Ga man hen, sed de Butt, se is all daar in.“ —

Daar ging de Mann hen und siine Fru stund in eene Hütt in de Döör un sed to em: „Kumm man herin; sü, nu is dat doch veel beter!“ Un daar was eene Stuwe un Kamer un eene Kökk daar in, un da achter was een lütte Gaarn mit allerhand Grönigkeiten, un een Hoff, dä weeren Höner und Aanten. „Ach, sed de Mann, nu willn wi vergnögt lewen!“ — „Ja, sed de Fru, wi willnt versöken.“

So ging dat nu wol een acht oder veertein Daag, daar sed' de Fru: „Mann! de Hütt wart mi to eng, de Hoff un Gaarn is to lütt, ikk will in een grot steenern Slott

wanen; ga hen tum Butt, he sall uns een Slott schaffen." — „Ach Fru, sed de Mann, de Butt hett uns eerst de Hütt gewen, ikk mag nu nich all wedder kamen, den Butt mügt et verdreeten." — I wat, sed de Fru, he kann dat recht good, un theet dat geern, ga du man hen!" Daar ging der Mann hen un siin Hart was em so swar; as he awerst bi de See kam, was dat Water gans vigelett un grag un dunkelblag, doch was't noch still, dar ging he staan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ikk wol will."

„Na! wat will se denn?" sed de Butt. — Ach, sed de Mann gans bedrövd, mine Fru will in een stenern Slott wanen." — „Ga man hen, se steit vör de Döör!" sed de Butt.

Daar ging de Mann hen un siine Fru stund vör eenen groten Pallast. „Sü, Mann, sed se, was is dat nu schön!" Mit des gingen se tosamen herin, daar weeren so veel Bedeenters, un de Wände weeren all blank, un goldne Stööl un Dische weeren in de Stuw, un achter dat Slott was een Gaarn und Holt, woll eene halve Miil lang, daar

in

in weren Hirsche, Reeh und Hasen, un up den Hoff Köh un Peerdställ. „Ach! sed de Mann, nu willn wi ook in dat schöne Slott bliwen, un tofreden sin!“ — „Dat willn wi uns bedenken, sed de Fru, un willn't beschlapen.“ Mit des gingen se to Bed.

Den annern Morgen waakt de Fru up, dat was all Dag; da stödd se den Mann mit den Ellenbogen in de Siid un sed: „Mann, stah up, wi möten König warden över all dat Land.“ — „Ach! Fru, sed de Mann, wat wulln wi König warden, ikk mag nich König sin!“ „„Na denn will ikk König sin.““ — „Ach! Fru, sed de Mann, wo kannst du König sin, de Butt mügt dat nich don.“ — „Mann, sed de Fru, ga strakks hen, ikk möt König sin.“ Daar ging de Mann un was gans bedrövd, dat sin Fru König warden wull. Un as he an de See kamm, was he all gans swartgrag un dat Water geert so van unner up. Daar ging he staan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so, as ikk wol will.“

„Na wat will se denn?“ sed de Butt. — „Ach! sed de

Mann, mine Fru will König warden.“ — „Ga man hen, se is't all!“ sed de Butt.

Daar ging de Mann hen, un as he na den Pallast kamm, da weren daar so veele Soldaten un Pauken un Trumpeten, un siine Fru satt up eenen hogen Troon van Gold un Demant un had eene grote goldne Kroon up, un up beiden Siiden bi eer daar stunden söß Jumfern, ümmer eene eenen Kops lütjer, as de annre. „Ach, sed de Mann, bist du nu König?“ — „Ja, sed se, ikk bin König.“ Un as he eer so ne Wile anseen had, so sed he: „Ach Fru! wat lett dat schön, wenn du König bist, nu willn wi ook nich meer wünschen!“ — „Nee Mann, sed se, mi duurt dat all to lang, ikk kan dat nich meer uthollen; König bin ikk, nu möt ikk ook Kaiser warden!“ — „Ach! Fru, sed de Mann, wat wullst du Kaiser warden?“ — „Mann, sed se, ga tum Butt, ikk wull Kaiser sinn“ — „Ach Fru, sed de Mann, Kaiser kan he nich maken, ikk mag den Butt dat nicht seggen.“ — „Ikk bin König, sed de Fru, un du bist min Mann, ga gliik hen!“ Da ging de Mann weg, un as he so ging, dacht he: „Dit geit un geit nich good, Kaiser is to utverschamt, de Butt ward am Ende möde.“ Mit des kamm he an de See, dat Water was gans swart un

dikk un et ging so een Keekwind äver hen, dat dat sik so köret; daar ging he staan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ikk wol will.“

„Na wat will se denn?“ sed de Butt. — „Ach, sed he, min Fru will Kaiser warden.“ — „Ga man hen, sed de Butt, se is't all.“

Daar ging de Mann hen, un as he daarkamm, so satt sine Fru up eenen seer hogen Troon, de was van een Stükk Gold un had eene grote Kroon up, de was wol twee Ellen hoch, bi eer up de Süden dar stunnen de Trabanten, ümmer een lüttjer, as de anner, von den allergrötsten Risen bett to den lüttsten Dwark, de was man so lang, as miin lüttje Finger. Vor eer dar stunden so veele Fürsten un Graven, da ging de Mann unner staan un sed: „Fru! bist du nu Kaiser?“ — Ga, sed se, ikk bin Kaiser.“ — „Ach! sed de Mann, un sach se so recht an, Fru! wat lett dat schön, wenn du Kaiser bist!“ — „Mann, sed se, wat steist du daar, ikk bin nu Kaiser, nu will ikk awerst ook Papst warden.“ — „Ach! Fru, sed de Mann, wat wist

du Papst warden, Papst is man eenmal in de Christenheit..“ — „Mann, sed se, ikk möt hüüt noch Papst warden.“ — „Ne Fru, sed he, to Papst kan de Butt nich maaken, dat geit nich good.“ — „Mann, wat Snak! kan he Kaiser maken, kan he ook Papst maken, ga fuurt hen!“ Daar ging de Mann hen, un em was gans flau, dee Knee un de Waden slakkerten em, un buten ging de Wind, un dat Water was, as kaakt dat, de Schep schoten in de Noot un dansten un sprungen up de Bülgen, doch was de Himmel in de Midde noch so'n beeten blag, awerst an de Siiden, daar toog dat so recht rood up, as een swaar Gewitter. Dar ging he recht vörzufft staan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so, as ikk wol will.

„Na, wat will se denn?“ sed de Butt. — „Ach! sed de Mann, miin Fru will Papst warden“ — „Ga man hen, sed de Butt, se is't all.“

Daar ging he hen, un as he daar kamm, satt siine Fru up eenen Tron, de was twee Mil' hoch un had dree groote Kroonen up, un um eer da was so veel van geistlike Staat,

un up de Süden bi eer, daar stunden twee Reegen Lichter, dat grötste so dikk un groot, as de aller grötste Torm, bett to dat alle lüttste Kökenlicht. „Fru, sed de Mann un sach se so recht an, bist du nu Papst?“ — „Ja, sed se, ikk bin Papst!“ — „Ach! Fru, sed de Mann, wat lett dat schön, wenn du Papst bist! Fru, nu wes tofreden, nu du Papst bist, kanst du nix meer warden.“ — „Datt will ikk mi bedenken, sed de Fru, daar gingen se beede to Bed, awerst se was nich tofreden un de Girigkeit leet eer nich slapen, se dacht immer, wat se noch wol warden wull. Mit des ging de Sünn up; ha, dacht se, as se se ut den Finster so herup kamen sach, kann ikk nich ook de Sünn upgaan laten? Daar wurd se so recht grimmig un stödd eeren Mann an: „Mann ga hen tum Butt, ikk will warden, as de lewe Gott!“ De Mann was noch meist im Slaap, averst he verschrakk sich so, dat he ut den Bed feel. „Ach! Fru, sed he, ga in di, un bliw Papst.“ — „Ne, sed de Fru un reet sich dat Liivken up, ikk bin nich ruhig, un kan dat nich uthollen, wenn ikk de Sünn un de Maan upgaan see un kan se nich ook upgaan laten, ikk möt warden, as de lewe Gott!“ — „Ach Fru, sed de Mann, dat kan de Butt nich, Kaiser un Papst kan he maken, awerst dat kan he nich.“ — „Mann, sed se, un sach so recht gräsig

ut, ikk will warden as de lewe Gott, ga gliik hen to'm Butt!"

Dat fuur den Mann so dörch de Gleder, dat he bewt vör Angst; buten awer ging de Storm, dat alle Böme un Felsen umweigten, un de Himmel was gans swart, un dat dunnert un blizt; daar sach man in de See so swarte hoge Bülgen, as Barg, un hadden baben all eene witte Kroon van Schuum up, da sed he:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ikk wol will.

„Na wat will se den?" sed de Butt. — „Ach! sed he, se will warden, as de lewe Gott." — „Gah man hen, se sitt all wedder in'n Pißpott." Daar sitten se noch hüt un dissen Dag.

Worterklárung.

was, war; eens, einst; waanten, wohnten; tosamen, zusammen; he, er; Tid, Zeit; satt, saß; Water, Wasser; deep, tief; as, als; heruttreft, herauszieht; haalt, holt; Butt, Fisch; sed, sagte; to, zu; sett, sezt; laat, laß; bruukst, brauchst; lett, läßt; Striepen, Streifen; averst, aber; vertellt, erzählt; doon, dann; övel, übel; ga, gehe; geel,

gelb; Buttje, Fischlein; hebben, haben; se, sie; Döör, Thür; sü, siehe; beter, besser; achter, neben; lütte, klein; Gaarn, Garten; willent, wollen; versöken, versuchen; wart, wird; Slot, Schloß; verdreeten, verdriesen; wat, was; deet, thut; Hart, Herz; swar, schwer; vigelett, violett; grag, grau; bedrövd, betrübt; Bedeenters, Bediente; tofreden, zufrieden; beschlapen, beschlafen.

stödd, stößt; möten, müssen; över, über; geert, gährt, braust; grote, grose; sös, sechs; lütjer, kleiner; duurt, dauert; uthollen, aushalten; geit, geht; möde, müde; Keekwind, Sturmwind; köret, umkehret; twee, zwei; bi, bei; eer, ihr; bett, bis; Dwark, Zwerg; steist, stehst; is man, ist nur; wat Snak, was Schnak! buten, ausen; kaakt, kracht; Schep, Schiffe; schoten, schossen; Bülgen, Wellen; beten, bischen; trog, zog; vörzufft, verzagt; van, von; Reegen, Reihen; bet to dat, bis zu dem: wes, sei; Süen, Sonne; lewe, liebe; bliw, bleibe; reet, rükkt; Liivken, Leibchen; Maan, Mond; gräsig, gräßlich; Gleder, Glieder; bewt, bebt; ummweigten, umwiegten; Barg, Berg; baben, oben; witte, weiße; Schuum, Schaum; sitt, sizt; hüt, heüte.

103.

Sprüche und Sprichwörter.

1) Benuze redlich deine Zeit;
willst was begreifen, such's nicht weit.

2) Zwischen heüt und morgen liegt eine lange Frist,
lerne schnell besorgen, da du noch munter bist.

3) Mit einer Frauen steht es gut,
die, was sie befohlen, selber thut.

4) Nur heüte, heüte nur laß dich nicht fangen,
so bist du hundertmal entgangen.

5) Das sind allzu böse Bissen,
an denen die Gäste erwürgen müssen.

6) Wer recht will thun, immer und mit Lust,
der hege wahre Lieb in Sinn und Brust.

7) Doppelt gibt, wer gleich gibt,
hundertfach, wer gleich gibt,
was man wünscht und liebt.

8) Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
denn er wird nie im Schlechten walten.

9) Was ich nicht weis, macht mich nicht heis;
und was ich weis, machte mich heis,
wenn ich nicht wüßte, wie's werden müßte.

10) Wer sich vermißt, was er nicht weis,
der hat nur Spott zu seinem Preis.
Einer, der nicht wohl reden kann,
dem steht Stillschweigen sehr wohl an.

11) Wer sich viel rühmt, doch ohne Grund,
deß Schande verkündet sein eigner Mund.

12) Nur der ist reich, dem da genügt,
und der recht braucht, was ihm Gott zufügt.
Wer's Geld mehr, als sich selbst, steht an,
der ist beim Reichthum ein armer Mann.

13) Gute Hut, behalt das Gut:
eigen Gut am besten thut.

14) Fröhlich Gemüth gibt guts Geblüt.

15) Der Mann muß selber sein der Knecht,
will er's im Hause haben recht;
die Frau muß selber sein die Mad (Magd),
will sie im Hause schaffen Rath:
Gesinde nicht so leicht bedenkt,
was Schaden und Nuz im Hause lenkt.

16) Wer im Sommer sein Kleid zerreist,
im Winter billig der erfreist (erfriert);
wer im Sommer nicht mag schneiden,
muß im Winter Hunger leiden.

17) Gib dich nicht und halt dich frisch,
so fleücht der Unfall von dir risch.

18) Lest in der Bibel fein, achtet eüch klein,

macht eüch nicht gemein, haltet eüch rein,
seid gern allein, — so wird eüch allzeit wohl sein!

19) Dorn und Disteln stechen sehr, falsche Zungen noch viel mehr; drum will ich lieber in Dorn und Disteln baden, als mit falschen Zungen sein beladen.

20) Nichts edler auf Erden ich hab gefunden, als: treü von Herzen und still von Munden.

21) Auf Regen folgt Sonnenschein.

22) Allzuspizig bricht gern.

23) Besser arm mit Ehren, als reich mit Unehren.

24) Besser, ein Sperling in der Hand, als zehn auf dem Dache.

25) Fröhlich in Ehren kann niemand wehren.

26) Gut Ding will Weile haben.

27) Glükk und Glas, wie bald bricht das!

28) Gleich und gleich gesellt sich gern.

29) Geradezu ist der Wahrheit Strasse.

30) Gespaltene Glokke hat bösen Ton.

31) Hoffnung läßt nicht zn Schanden werden.

32) Des Herrn Auge hilft mehr, als seine Hände.

33) Es ist kein Faden so klar gesponnen, er kommt doch endlich an die Sonnen.

34) Es ist noch nicht aller Tage Abend.

35) Ein gutes Gewissen ist ein sanft Ruhekissen.

36) Es hakkt keine Krähe der andern die Augen aus.

37) Jung gewohnt, alt gethan.

38) Eine fette Küche macht einen magern Beütel.

39) Jeder weis am besten, wo ihn der Schuh drükkt.

40) Je höher der Berg, desto tiefer das Thal.

41) Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er zerbricht.

42) Keine Rose ohne Dornen.

43) Man kennt den Vogel an den Federn.

44) Man muß Heü machen, weil die Sonne scheint.

45) Mit vielem hält man Haus, mit wenigem kommt man aus.

46) Man liest keine Feigen von den Dornhekken.

47) Mittelmas die beste Straß.

48) Neüe Besen kehren gut.

49) Noth macht erfinderisch.

50) Ordnung lerne, sie gefällt und ersparet Müh und Geld.

51) Rein ist besser, als fein.

52) Recht thun macht sanft ruhn.

53) Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

54) Stille Wasser gründen tief.

55) Traue keinem untergrabenen Ufer.

56) Unrecht Gut gedeiht nicht.

57) Viele Pfenninge machen auch einen Thaler.

58) Wie die Saat, so die Ärnte.

59) Viele Köche verderben den Brei.

60) Verwahrt ist besser, als beklagt.

61) Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.

62) Was wir gerne thun, kommt uns nicht sauer an.

63) Wer selbst angreift, der hat's in Händen.

64) Was deines Amts nicht ist, da lasse deinen Vorwiz.

65) Wenn die Maus satt ist, schmekkt das Mehl bitter.

66) Wer den Heller nicht ehrt, ist des Groschens nicht werth.

67) Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über.

68) Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.

69) Wie man in den Wald hineinschreit, so schallt es wieder heraus.

70) Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Füssen haben.

71) Wer bald gibt, gibt doppelt.

72) Wie man sich bettet, so schläft man.

73) Das Wetter kennt man an dem Wind, den Vater am Kind, den Herrn am Gesind, den Vogel am Gesang, den Topf am Klang, den Esel am Ohr, am Wort den Thor.

74) Wo man Liebe säet, da wächst Freüde heraus.

75) Wer Feüer haben will, muß den Rauch leiden.

76) Wer im Rohre sizt, schneidet sich Pfeifen, wie er will.

77) Zeit bringt Rosen.

78) Leere Worte füllen den Sakk nicht.

79) Wer Maüse im Kopfe hat, dem muß man eine Kaze darein hezen.

80) Mancher geht nach Wolle aus und kommt geschoren nach Haus.

81) Böser Leüte Fahrt ist lang, denn Gott ist nicht beim Fuhrwerk.

82) Hennen, die viel viel gakkern, legen wenig Eier.

83) Wer Eier haben will, muß der Hennen Gakkern leiden.

84) Was man in's unsaubre Faß giest, das sauret bald.

85) In eine leere Scheüer kommt keine Maus.

86) Lerchen lassen sich nicht unterm Hütlein fangen.

87) Schlafende Hunde soll man nicht wekken.

88) Müde Ochsen treten hart.

89) Wenn Heü und Stroh beisammen ist, so brennt es gern.

90) Wenn der Wolf die Gänse beten lehrt, so frißt er sie zum Lehrgeld.

91) Immer neü Werg am Rokken gibt wenig Gespinnst.

92) Gewaltsblumen riechen nicht.

93) Heüt soll dem Morgen nicht borgen.

94) Glükk macht blind.

95) Zeit macht Heü; zu frei bringt Reü.

96) Erspart ist auch erobert.

97) Viele Reislein machen einen starken Besen.

98) Schweig, merk und leid, all Ding hat seine Zeit.

99) Dem's Ernst, daß er geben will,
der rükkt heraus und fragt nicht viel.

100) Wer leben will in Zucht und Ehren,
allzeit bei Frommen soll einkehren.

104.

Räthsel.

(Von Reinmar von Zweter.)

Ein schneller wohlgevierter Wagen,
mit zwei und fünfzig Frauen besezt,
wird auf zwölf Rädern fortgetragen.
Die zwei und fünfzig Frauen zumal
sind hingesezt
nach ihrer Reih und Zahl.
Ihr Wagen, der nie stille steht,
nach Ordnung stäts zu allen Zeiten geht.
Mit zweimal Sieben fahren sie:
die einen sind schwarz, die andern sind weiß,
und ziehen den Wagen mit grosem Fleis.
Der Wagen lauft in Freüd und Leid,
bis ihm sein Meister das verbeüt.
Weß Deütuug mir nun, ihr Ritter und Frauen, genügt,
der lebe das ganze Jahr vergnügt!

105.

Was für ein Glökkchen?

(Von Karl Besseldt.)

Ein Glökkchen ist mir wohlbekannt,
es schimmert durch das ganze Land.
Aus Silber scheint es dir gegossen,
doch ist es anderm Reich entsprossen.

Mit einem Klöppel ist's versehn,
doch hörte Niemand sein Getön;
auch ist's auf keinem Thurm gehangen,
es kann nur in der Tiefe prangen.

106.

Die Jahrszeiten.

(Von Justus Georg Schottel, durch Fr. Haug.)

Was beginnt des Frühlings Schein,
Was geliebt er uns zu weihn? — Blümelein.

Nach des Frühlings Licht und Born
was ergeüst des Sommers Horn? — Heü und Korn.

Tritt der reiche Herbst dann ein,
was pflegt sein Geschenk zu sein? — Obst und Wein.

Kommt der Winter, greis und weis,
was beginnt der Erdenkreis? — Schnee und Eis.

Heü und Korn und Blümelein,
Schnee und Eis und Obst und Wein
geben, schaffen, schenken voll
Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
jedes, wie es mag und soll.
Frühling erneüt, Sommer erfreüt,
Herbst bereicht, Winter schleicht;
Frühling verehrt, Sommer ernährt,
Herbst erfüllt, Winter hüllt.
Darum, Freünde, seid bereit,
recht zu loben allezeit
Frühling, Sommer, Herbst und Winter!
Zeit gibt Ehre, Zeit gibt Rath,
Zeit gibt Künste, Zeit gibt That.

107.

Der Winter.

(Von Hebel.)

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
6) am Himmel obe, merki wol.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
so het er vo der Bauwele ghauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Hut und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närsche Ma?
12) De wirsch sie doch nit gstole ha?

Und Gärten ab und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf;

---

1) **echt**, etwa; **Bauwele**, Baumwolle; 4) **Gruus**, Graus; 5) **menge**, eine Menge; 9) **treit**, trägt; 14) **Scheie**, Zäune.

ſie ſtöhn wie groſi Here do;
Sie meine 's heigs ſuſt niemes ſo.
Der Nußbaum het doch au ſi Sach,
und 's Here Hus und 's Chilchedach.

Und wo me luegt, iſch Schnee und Schnee,
me ſieht ke Stroß und Fueßweg meh.
Meng Somechörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und ſchnei's ſo lang es ſchneie mag,
es wartet uf ſi Oſtertag.

Meng Summervögeli ſchöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf ſi Oſtertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und ſieder ſchlofts und 's iſch em wohl.

Und wenn im Frühlig 's Schwälmli ſingt,
und d'Sunnewärmi abe dringt,

2) heigs, hätte es.

Poz tausig, wachts in jedem Grab
und strift si Todtehemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
4) schlieft 's Leben use, jung und frisch. —

Do fliegt e hungerig Spätzli her!
e Brösli Brot wär si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's het sieder nechte nüt meh gha.
Gell, Bürstli, sel isch anderi Zit,
10) wenn 's Chorn in alle Fure lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's muß wohr si, wie 's e Sprüchli git:
„Sie seihe nit und ärnte nit,
„sie hen kei Pflug und hen kei Joch,
16) „und Gott im Himmel nährt sie doch.“

---

8) sider nechte, seit der vorigen Nacht; 9) Bürstli, Bürschlein.

108.

Die Mutter am Christabend.

(Von Hebel.)

„Er schloft! Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
bi Lib und Lebe verwach mer nit,
4) Gott gunnts mi'm Chind im Schlof!
Verwachmer nit, verwachmer nit!"
Die Mutter goht im stillen Tritt,
sie goht mit zartem Muttersinn,
8) und holt e Baum im Chämmerli d'inn.
Was henki der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma,
ne Gizeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
13) vom allerfinste Zukkermehl.
's isch gnueg, du Mutterherz!
Viel Sües macht numme Schmerz.
Gib's sparsam, wie der liebi Gott,
17) nit all' Tag helset er Zukkerbrot.

---

11) Gizeli, Zicklein; Mummeli, Rind; 17) helset, schenket.

Jez Rümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha, —
's isch nummen au kei Möseli dra.
4) Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Öpfel lacht;
und isch der Zukkerbekk e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
9) Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli, wiiß und roth,
und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittre Thräne
14) biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgeli dri,
18) und schöni Gibetli sin selber drinn.

---

1) Rümmechrüsliger, eine Art Winteräpfel; 2) woni, die ich; 3) Möseli, Flekklein; 9) hani, hab ich; echt, doch; Fazenetli, Sacktuch; 17) Helgeli, Heilgenbilderchen.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt mehr zum Gute —
Poz tausig, no ne Ruthe!
4) Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha si, sie freüt di nit,
's cha si, sie haut der 's Büdeli wund;
doch witt nitt anderst, sen ischs der gsund,
8) 's mueß nit si, wenn d' nit witt.

Und willschs nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetter=Lieb isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
13) und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstaffirt,
und wie ne Maibaum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
17) het 's Wienecht=Chindli alles gmacht.

---

1) goh, gehn; 8) witt, willst; 13) Letschli, kleine Schleife; 17) Wienecht, Weihnacht.

De nimmschs und danksch mer's nit;
drum weisch nit, wer ders git;
doch machts der numme ne frohe Muth,
4) und schmekkts der numme, sen ischs scho gut.

Bim Bluest, der Wächter rüeft
scho Ölfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und win me si vertieft,
8) wenns 's Herz an naümis Nahrig sind!

Jez, bhütdi Gott der Her!
en anderi Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Chindes Fleisch und Blut ag'no;
13) wärsch au so brav, wie er!

---

5) Bim Bluest, ist eine Betheürungsformel; 10) en anderi Cheri, ein andermal (von Kehren); 11) hinecht, in dieser Nacht.

109.

Die Stiftung des Klosters Hirschau.

(Von Justinus Kerner.)

Helizena eine Wittwe war,
reich, fromm vor andern Frauen,
sie strebte brünstig, ganz und gar
sich Jesu anzutrauen.
Drum warf sie oft sich auf die Knie',
er möcht ihr offenbaren:
wie ihre Erdengüter sie
ihm treülich könnt' bewahren.

Da lag sie in der Nacht einmal
gewiegt in fromme Traüme,
und sah ein seltsam fremdes Thal,
darin drei Fichtenbaüme.
Die Baüme waren wundersam
aus einem Stamm gesprossen,
aus ihren duft'gen Wurzeln kam
ein klarer Born geflossen.

Und ob der fremden Wunderau
sah sie am Himmel wallen
ein hohes Dom auf Wolken blau,
hört' eine Stimme schallen:
„Dies Gotteshaus, du fromme Braut!
sei, wo die Baüme stehen,
in festen Grund von dir gebaut!
Nimm's aus geweihten Höhen!"

Sieh! da erwacht die fromme Frau
aus ihren süsen Traümen,
noch steht vor ihr die fremde Au,
der Born mit den drei Baümen.
Sie ist in hoher Freüdigkeit
bereit zu Gottes Ruhme,
zieht an ein prächtig Feierkleid,
schmükkt sich mit duft'ger Blume.

In tiefer Demuth geht sie aus
mit ihrer Magd, der treüen,
als ging sie in das Gotteshans
oder zur Lust in Maien.

Doch weiter wandte sich ihr Fuß,
die Wolken zogen schnelle,
die Vögel sangen Morgengruß,
der Fraue ward gar helle.

Ein Düften füllte rings die Au,
als sie darüber gangen;
zu gehen mit der hohen Frau
fühlt jede Blum Verlangen.
Sie ging wohl in ein fremdes Thal,
stieg auf des Berges Rükken,
und Alles thät' im Sonnenstral
ihr klar entgegenblikken.

Da stehn drei Baüm auf grüner Au
aus einem Stamm gesprossen,
da ist ein Born von Himmelsthau
über Blumen hell geflossen.
Die Fraue kann nicht länger stehn,
zu den Baümen muß sie eilen,
ein heil'ger Hauch thät sie umwehn,
da möcht' sie ewig weilen.

Sie leget ab ihr Feierkleid,
Blumen und Edelsteine;
den heiligen drei Baümen weiht
ihr zeitlich Gut die Reine.
In stiller Demuth ging sie aus,
so stille kehrt sie wieder
und sezet hier das Gotteshaus
aus Himmelshöhen nieder.

110.

Das Gebet.

(Von Krummacher.)

Amalie war die Freüde ihrer Ältern: denn sie blühete wie eine junge Rose, wann sie zum erstenmal dem Thau sich öffnet; dazu war ihre Sele so klar, wie ein Frühlingsmorgen, der über den blühenden Thälern schwebet und den fröhlichen Tag verkündet.

Noch hatte Amalie des Lebens Ernst und Mühe nicht erkannt und die Tage ihrer Jugend waren heiter. Aber,

siehe, es erkrankte die Mutter, nachdem sie ein Knäblein geboren, und sie lag darnieder viele Tage lang und ermattete sehr; denn das Fieber war heftig, also, daß es ihr die Sinne zerrüttete. Da durchwachte das Mägdlein die Nächte an dem Bette der kranken Mutter und labte sie und wandelte um sie her mit leiser Sorgfalt und heimlichen Ängsten.

Und am siebenten Tage wurde das Fieber heftiger denn zuvor, und es war eine Stille im Kämmerlein und ein heimliches Weinen; denn ein Jeglicher glaubte sie dem Tode nahe.

Aber mit der Nacht kam der langersehnte Schlummer und erquikkte die Mutter und das Leben kehrte zu ihr zurükk. Und Amalie sas am Bette und hörte ihren Odem die ganze Nacht und ihre Sele war ängstlich in Hoffnung.

Als nun der Tag erschien, da schlug die Mutter die Augen auf und sprach: Mir ist wohl, ich werde genesen! — Und sie as und trank und schlummerte von neüem.

Da ward es dem Mägdlein wunderlich im Herzen vor Freüde. Und Amalie ging leise aus dem Kämmerlein und hinaus in das Feld und stieg auf einen Hügel zur Zeit der Dämmerung. Hier stand sie, bewegt von mancherlei kämpfenden Gefühlen des Schmerzes und der Hoffnung. Da stieg die Morgenröthe empor und umstralte ihr Antliz und

Amalie gedachte des neüen Lebens der Mutter nach dem erquikkenden Schlummer, und der Angst, die sie empfunden. Aber sie vermochte nicht länger die Fülle der Empfindung im Herzen zu fassen; sie kniete nieder und neigte ihr Antliz und weinte.

Darauf kehrte sie zurükk in das Haus und in das Kämmerlein der Mutter. Und Amalie war lieblicher, denn zuvor: denn sie hatte mit Gott geredet.

111.

Anleitung zur Kenntniß und Liebe des Schöpfers aus den Geschöpfen.

(Von Friedrich Spee, geb. 1591. gest. 1635.)

Das Meisterstükk mit Sorgen wer nur will schauen an,
ihm freilich nicht verborgen der Meister bleiben kann.
Drum wer nur heüt und morgen Erd, Himmel schauet frei,
denk nachts mit gleicher Sorgen, wie je der Meister sei.

O Mensch bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Von Oben wird uns geben das Licht und güldner Schein,
in stetem Lauf und Leben, Sonn, Mond und Himmel sind.
Des Tags bis auf den Abend die Sonne freündlich lacht,
zu Nacht der Mond, Gott lobend, führt auf die Sternenwacht.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

In so viel tausend Jahren viel tausend Sterne klar
kein Härlein sich verfahren, gehn richtig immerdar.
Wer deütet ihn'n die Strassen? wer zeiget ihn'n die Weg,
daß sie nie unterlassen, zu finden ihren Steg?

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

In lauter grüne Seiden, gar zierlich ausgebreit't,
das Erdreich sich thut kleiden zur werthen Sommerzeit.
Die Pflänzlein in den Felden sich lieblich muzen auf *),
die grünen Zweig in Wälden auch schlagen aus mit Hauf.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

---

*) Sich aufmuzen, sich ankleiden.

In Gärten, merk ich eben, die schönen Blümelein,
wie freüdig sie da schweben, wenn Wind nur spielt hinein.
O frohe Gartenjugend! O frisch und zartes Blut!
Ohn Zahl hast Farb und Tugend, wers denkt in stillem Muth.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Wie werd't ihr denn gemahlet, ihr Blümlein tausendfalt,
weil alles ihr doch holet aus schwarzer Erden kalt?
All Saft und Kraft und Wesen ihr nehmt von schlechter Erd,
und doch, wer eüch geht lesen, nichts Zierlichers begehrt.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Die Brünnlein sich ergiesen, und ihre Wässer, klar
wie Silberstralen, schiesen von Felsen offenbar;
die Sonn es bald erblikket, und kühlet ihren Schein.
Die Thier es auch erquikket, wann s' heis und durstig sein.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Frisch hin und her gehn wanken die klaren Bächlein krumm
und mit den Steinlein zanken, wenn s' müssen fliesen um.
Allweg sie süslich sausen, zum Sang und Gang gewohnt,
das ganze Jahr ohn Pausen man höret ihren Ton.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Die Flüß und breite Wässer in still und sanftem Trab
Schiff, Nachen, Pakk und Fässer lan führen auf und ab.
So hell und rein sie laufen, muß kekklich sagen das,
wer's will gar zierlich taufen, der nennts: geschmolzen Glas.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Das wilde Meer nun brauset und wüthet ungestüm,
nun still es wieder sauset, liegt fest in runder Krümm,
gar lieblich thuts bestralen die Sonn mit sanfter Glut,
wann sie zu oftermalen sich drin erspiegeln thut.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Wer will die Baüm nun zählen, in jen' und jenem Wald?
sind derer doch, ohn Fehlen, so tausend, tausendfalt.
Gar hoch die Gipfel klimmen in klare Luft hinauf,
und gleich den Wolken schwimmen, wann stöst ein Windlein drauf.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Der Zweig und Äst sind tausend und tausend, tausend viel,
mehr tausend, tausend, tausend der Blättlein und der Stiel;
doch Äderlein beineben noch mehr man zählen thut,
da nähret sich das Leben und Sel' in grünem Blut.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Wann dann schallt von den Zweigen Gesang der Vögelein,
noch Laut' noch Harf noch Geigen klingt also süs und rein.
Ihr lieblichs Musiziren mich dünkt so sauber gut,
ihr künstlichs Tiriliren bringt lauter Freüdenmuth.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Die Nachtigall ob allen steigt immer auf und auf,
gar freüdig will sie schallen, wann's geht in vollem Lauf.
Man sagt, daß etlich starben, zu hoch wenn s' wollten gahn
und mit zu starken Farben ihr Stimmlein streichen an.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Wer wollt nun überdenken der vielen Vögel Zahl?
Die Sonn sich würde senken, eh man sie nennet all.
Wer wollt ihr' Federn zählen und Federfarben zart?
O Gott muß dies befehlen, es sind unzählbar Art.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Von Thieren muß ich schweigen, sie lassen ungezählt;
in's Meer will auch nit steigen, daß ich von Fischen meld,
von Mensch und Menschenkindern will gar nit regen an,
kein End ich da könnt finden: wills in der Still umgahn.

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

Elfanten sammt Kamelen, Roß, Löwen, Hirsch und Bär,
all Würm und alle Selen, so sind im weiten Meer — —
wer Mensch mags je beschreiben ihr' Eigenschaft und Art?
Thut weislich, wer's läßt bleiben, wer Wort und Feder spart!

O Mensch, bedenk im Herzen dein,
wie wunder muß der Schöpfer sein!

O Schönheit der Naturen, o Wunderlieblichkeit,
o Zahl der Kreaturen, wie strekkst du dich so weit?
Wer wollt denn je nit merken des Schöpfers Herrlichkeit
in allen seinen Werken, ganz voller Lieblichkeit?

112.

Winters Eintritt.

(Fr. Haug nach Konrad, dem Schenken von Landegge.)

O wie sich die Zeit verkehret —
was die Sorge vieler mehret! —
nun ist Wald und Aue fahl,
fahl der Anger und die Heide,
die man sah im lichten Kleide
in den Landen überall.
Ach! die guten Vögelein
sangen uns so süße Töne
in des Blütenmonden Schöne —
seht, die müssen traurig sein!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

XX (1+2) VI 88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Mägdlein Lustgarten

Bd.: 1

Erlangen [1822]

Res/Paed.pr. 2232 s-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10926625-0